Schlegel

P. o. germ.
1299 b

9

<36613533400010

<36613533400010

Bayer. Staatsbibliothek

P. o. germ. 1299b

Fr. Schlegels

Lucinde.

Herausgegeben und fortgesetzt

von

Christern.

Hamburg und Leipzig.

Schuberth & Comp.

1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Einleitung.

Es kann nicht ohne vielfache Besonnenheit geschehen, wenn man sich veranlaßt fühlt, ein längst vergriffenes und im Buchhandel fehlendes, neuerdings aber wieder angeregtes Buch, wie die „Lucinde" ist, herauszugeben und fortzusetzen. Es ist ein alter Spruch, daß die Bücher wie die Menschen ihre Schicksale haben; was aber noch mehr ist, sie haben auch ihre Standpunkte, von welchen aus sie betrachtet und gelesen sein wollen. Die „Lucinde" hat seit ihrer

Erscheinung das Loos des Genius getheilt, sie hat, wie nur je ein anderes Buch, das Unglück gehabt, verkannt und mißverstanden zu werden. Sie sollte versöhnen und hat entzweiet. Es war dir Absicht des Verfasiers, die Verbindung zwischen Geist und Fleisch auf eine feinere und edlere Moral, als die der orthodoxen Systeme ist, zurückzuführen, die Möglichkeit einer Vereinigung jener ungeheuren Kluft zwischen Spiritualismus und Sensualismus im hellen, poetischen Lichte zu zeigen, und man schrie: Anathema! über den höchst unmoralischen Dichter. Grade ein Menschenalter verging, und man dachte im Allgemeinen nicht anders. Es war die Zeit der napoleonischeu Dynastie und der dadurch erweckten religiösen Erhebung, der ästhetischen Erstarrung in antik-modernen Formen und des Demagogenthumes, des Kampfes zwischen Rationalismus und Supranaturalismus. Die „Lucinde" lag außer dem Kreise und das

Urtheil über sie war traditionell geworden. Schleiermacher hatte Briefe geschrieben, aber sie waren gleichsam nur das Eigenthum der wenigen Freunde geblieben, und auch diese ließen sie später lieber unbeachtet und mit dem Buche, welches sie veranlaßt, nach und nach oder wo möglich schon sogleich in Vergessenheit bleiben, als daß sie gewagt und versucht hätten, der menschlichen Gesellschaft dadurch einen neuen Dienst zu leisten und an ihr das Geschäft der moralischen Geburtshülfe zu verrichten.

Da kamen, mit der Geschichte der Julitage, auch die Werke und Ideen eines George Sand und Anderer herüber. Das bei solcher Gelegenheit allzeit neugierige und wissensdurstige Deutschland wurde aufmerksam; man vernahm, las, gerieth in Bewegung, ging aber nicht über die Befriedigung der Neugierde hinaus. An aneignende Zersetzung war nicht zu

denken, weil in diesem kalten monotonen Leben noch nie eine Gestalt der Skepsis erschienen war, und so zu sagen die urstofflichen Elemente der Bildung ungeboren in Erde und Wasser ruhten. Nur in jungen, der edelsten und reinsten Begeisterung fähigen Gemüthern, welche eben so lebhaft von dem Geiste der durchdringenden und verarbeitenden Wissenschaft als dem Zerwürfniß des Lebens aufgeregt und zu Thaten und Bestrebungen angefeuert wurden, fanden jene Saamenkörner einen lockeren und empfänglichen Boden, welcher nur auf den warmen Frühlingsregen der Zeit und Umstände wartete, um in bunter, glänzender Blüthe und goldenen Saaten zu stehen.

Ich brauche das Literärische dieser Neuzeit nicht weiter zu schildern, wir haben es durchlebt. Glücklich, wer den Athem jenes Zephyrs empfunden; glücklicher, wer durch das Arom jener Blüthe seinen Geist und Körper gestärkt,

um in sich selbst die Elemente zu zersetzen!

Mehr wie aus diesem Hergange der Thatsachen ist aus dem Buche „Rahel“ klar geworden, daß die „Lucinde“ zwar eine tief ästhetische, vor Allem aber eine sociale Bedeutung hat. Rahel giebt faßlicher und umfangreicher noch wie Schleiermacher einen tüchtigen Commentar. Hier wird nur durch den verjüngten Maaßstab des skeptischen Lebens- und der Gelegenheits-Prosa dargeboten, was dort in den flammenden Zügen romantischer Poesie vor die Anschauung tritt. Gutzkow, in seiner geistvollen Vorrede zu den Briefen Schleiermachers, sagt, diese Schlegel'sche Romantik sei des Buches Unglück gewesen. Ich will grade nicht widerstreiten; allein ich möchte die Romantik der Form von der Romantik des Inhalts getrennt wissen. Jene war zufällig, diese bleibt nothwendig, wenn von einer tiefen Erfassung des Gegenstandes die Rede sein soll.

Nicht allein der Genius, auch die Zeit macht den Autor. Schlegel, George Sand und die ganze neue Tendenz der jungen Literatur stehen im Causalnexus. Ich will auch der Vorsehung, welche es doch gut mit den Menschen meinen wird, ihr Recht an diesem literärischen Ausdruck gelassen wissen. Man konnte der Schlegelschen Periode und ihrer Prüderie nicht besser beikommen als auf den Flügeln der Romantik Man sage nichts von Göthe. Göthe hatte in dieser Beziehung damals noch eine andere Bedeutung. Man erkannte an ihm nur das hellenisch Klassische, die Objectivität des Alterthums, nicht die später auch auf ihn zurück geführte und zu erstrebende Vergeistigung des modernen Materialismus.

Allein ich wollte von der socialen Bedeutung der „Lucinde" reden.

Warum ist es noch keinem Menschenfreunde eingefallen, über die „Lucinde" Vorlesungen zu

halten? An Gedanken-Apparat kann es dazu nimmer fehlen, seit uns in Rahel wie gesagt, die gesellschaftlichen Geheimnisse des damaligen Lebens, welches im Einzelnen concentrirter war, jetzt aber ungemein mehr verdünnt und vertreten ist, offenbart wurden. Wenn Gutzkow auffordert und ich ebenso wünsche, daß die „Lucinde" recht fleißig gelesen werde, so kann dieses nur unter der Voraussetzung des Verständnisses sein, wozu die Schleiermacher'schen Briefe an und für sich nicht hinreichen. Seit dem Austausch der neuen Ideen, für welche Schlegel nur Seher und Prophet war, durch die Veröffentlichung und Anerkennung von Schriften gleicher Gesinnung und gleichen Zweifels, ist das Verhältniß des Publikums zur „Lucinde" freilich ein ganz anderes geworden, aber von der Theorie zur Praxis, von der Erkenntniß zum Handeln, von dem Wollen zum Vollbringen ist immer noch eine zu weite Spalte, als daß der Charakter

unserer Gesellschaft sich selbst zur Vermittlung verhelfen könnte. Auch hindert der Ausschnitt der übertünchten Larven uns an dem richtigen Blick uud der weiten Aussicht.

Faust, Göthe's „Faust“ lag unsern pedantischen Gelehrten näher zu Vorlesungen, weil es dabei viel von metaphysischen Dingen, die einmal unsere Lust sind, zu reden giebt. Auch Lucinde ist wie Faust, und wohl noch in einem höheren und rein menschlichen Sinne, ein lyrisches Epos und Lehrgedicht. „Lucinde“ sollte in dieser Hinsicht ein Stolz unserer Literatur sein. Wir Deutschen haben unter den Romanen so wenige oder gar keine, die groß und genial gedacht sind, sobald man diesen Einen noch hinweg nimmt. Wir sehen und hören deshalb nie, die Poesie mit dem Menschen, die Bildung mit der Idee in Vermittlung treten. Ein jeder Autor nimmt sich seinen Vorwurf beliebig nach Vermögen, weil es ihm an Erfassung der Poesie

und des Lebens gebricht. Ich fordere recht ernstlich dazu auf: Begünstiget diese Bedingung des Romans, haltet Vorlesungen, nicht allein über die Liebe, über den Zusammenhang von Geist und Materie, sondern eifriger noch über die reine und gesunde Moral nach dem Vorwurf der „Lucinde!"

Wäre ich mehr scholastischer Metaphysiker, so würde ich die Frage aufwerfen und zu beantworten suchen: Ob es auch wirklich Schlegel's Absicht gewesen, einen zweiten Theil der „Lucinde" zu schreiben, ob es nicht kurzweg blos eine luxuriöse Speculation gewesen, wie Uebelmeinende wollen? Oder wie Mundt sagt, man weiß nicht recht, ob man es in der „Lucinde" nicht dennoch eigentlich nur mit einer Libertinage zu thun hat! Ich werde dies nie, unter keiner Bedingung zugeben, und verweise auf das Epos vom ewigen Juden. Man hat das erhaben wehmüthige Lied zu Ende gesungen, und doch wird

die Idee in der Geschichte nie faktisch werden. Man wird die „Lucinde“ auch auf verschiedene Weise fortsetzen und beendigen können, ohne Frage und Antwort zu realisiren. Es scheint, daß die beiden poetischen Objekte einen Coincidenzpunkt haben; doch soll man nicht ablassen, das Edle zu erstreben. Ich habe in meiner Fortsetzung das Physische mit dem Moralischen, den Organismus der menschlichen Natur mit der Psychologie durch Reflection zu verbinden gesucht und dabei theilweise die Literärgeschichte zu Hülfe genommen. Schlegels Persönlichkeit, wie sie in dem ersten Theile der Lucinde ihre Rolle spielen soll, konnte füglich auch in einem zweiten nicht ganz zurückgesetzt werden. Bleibt das erste Glied des Satzes als richtig stehen, so wird die Schlußfolgerung nicht umgestoßen werden können. Nur das habe ich etwa voraus zu bemerken, daß ich das von Schlegel eingestreute Allegorische nicht in die-

ser Art fortgesetzt habe, mehr aus Rücksicht gegen die Zeit als gegen die Form. Der Gewissenhaftigkeit wegen will ich noch auf eine Stelle in Schleiermacher's Briefen hindeuten, die allerdings auf einen zweiten Theil zielt und für meinen Plan wie für mein Studium zeugen mag, das ich, nicht um etwa einen egoistischen Zweck zu erreichen, mit dem Gegenstande nach Umfang und Wesen vorgenommen habe.

„Julius soll also wohl noch nicht so vollendet in der Liebe dargestellt werden, als Lucinde? Warum ruht auf der Geschichte ihres Werdens ein solcher Schleier, da doch liebende Frauen früher und unbegränzter offen sind, als Männer. Auf ihre Lehrjahre hätte ich eine große Neugierde. Wird der zweite Theil sie enthalten? Werde ich recht haben, daß in diesem von dem, was den Unverständigen am anstößigsten ist, wenig vorkommen wird, aber viel

frohes und freies Leben, wie es immer im Gefolge der Liebe ist?“ —

Wie weit diese Gedanken mit den meinigen übereinstimmen, hat der Vergleich zu zeigen. Wenigstens will ich von der Kritik nicht ohne Besonnenheit und nach keinerlei Tendenz gerichtet werden.

Hamburg, im Juli 1841.

Christern.

Erstes Buch.

Bekenntnisse eines Ungeschickten.

Prolog.

Mit lächelnder Rührung überschaut und eröffnet Petrarca die Sammlungen seiner ewigen Romanzen. Höflich und schmeichelnd redet der kluge Boccaz am Eingang und am Schluß seines reichen Buchs zu allen Damen. Und selbst der hohe Cervantes, auch als Greis und in der Agonie noch freundlich und voll von zartem Witz, bekleidet das bunte Schauspiel mit dem kostbarsten Teppich einer Vorrede, die selbst schon ein schönes romantisches Gemälde ist.

Hebt eine herrliche Pflanze aus dem fruchtbaren mütterlichen Boden, und es wird sich

manches liebevoll daran hängen, was nur einem Kargen überflüssig scheinen kann.

Aber was soll mein Geist seinem Sohne geben, der gleich ihm so arm an Poesie ist als reich an Liebe?

Nur ein Wort, ein Bild zum Abschiede. Nicht der königliche Adler allein darf das Gekrächze der Raben verachten; auch der Schwan ist stolz, und nimmt es nicht wahr. Ihn kümmert nichts, als daß der Glanz seiner weißen Fittiche rein bleibe. Er sinnt nur darauf, sich an den Schooß der Leda zu schmiegen, ohne ihn zu verletzen; und alles was sterblich ist an ihm, in Gesänge auszuhauchen.

Julius an Lucinde.

Die Menschen und was sie wollen und thun, erschienen mir, wenn ich mich daran erinnerte, wie aschgraue Figuren ohne Bewegung: aber in der heiligen Einsamkeit um mich her war Alles Licht und Farbe und ein frischer warmer Hauch von Leben und Liebe wehte mich an und rauschte und regte sich in allen Zweigen des üppigen Hains. Ich schaute und ich genoß Alles zugleich, das kräftige Grün, die weiße Blüthe und die goldene Frucht. Und so sah ich auch mit dem Auge meines Geistes die Eine, ewig und einzig Geliebte in vielen Gestalten, bald als kindliches Mädchen, bald als Frau in der vollen Blüthe und Energie der Liebe und

der Weiblichkeit, und dann als würdige Mutter mit dem ernsten Knaben im Arm. Ich athmete Frühling, klar sah ich die ewige Jugend um mich und lächelnd sagte ich: Wenn die Welt auch eben nicht die beste oder die nützlichste sein mag, so weiß ich doch, sie ist die schönste. In diesem Gefühle oder Gedanken hätte mich auch nichts stören können, weder allgemeine Zweifel noch eigne Furcht. Denn ich glaubte einen tiefen Blick in das Verborgne der Natur zu thun; ich fühlte, daß Alles ewig lebt und daß der Tod auch freundlich sei und nur eine Täuschung. Doch dachte ich daran eigentlich nicht sehr, wenigstens zum Gliedern und Zergliedern der Begriffe war ich nicht sonderlich gestimmt. Aber gern und tief verlor ich mich in alle die Vermischungen und Verschlingungen von Freude nnd Schmerz, aus denen die Würze des Lebens und die Blüthe der Empfindung hervorgeht, die geistige Wollust wie die sinnliche Seligkeit. Ein feines Feuer strömte durch meine Adern; was ich träumte, war

nicht etwa bloß ein Kuß, die Umschließung deiner Arme, es war nicht bloß der Wunsch, den quälenden Stachel der Sehnsucht zu brechen und die süße Gluth in Hingebung zu kühlen; nicht nach Deinen Lippen allein sehnte ich mich, oder nach Deinen Augen, oder nach Deinem Leibe: sondern es war eine romantische Verwirrung von allen diesen Dingen, ein wundersames Gemisch von den verschiedensten Erinnerungen und Sehnsuchten. Alle Mysterien des weiblichen und des männlichen Muthwillens schienen mich zu umschweben, als mich Einsamen plötzlich Deine wahre Gegenwart und der Schimmer der blühenden Freude auf Deinem Gesichte vollends entzündete. Witz und Entzücken begannen nun ihren Wechsel und waren der gemeinsame Puls unsers vereinten Lebens; wir umarmten uns mit eben so viel Ausgelassenheit als Religion. Ich bat sehr, Du möchtest Dich doch einmal der Wuth ganz hingeben, und ich flehte Dich an, Du möchtest unersättlich sein. Dennoch lauschte ich mit küh-

ler Besonnenheit auf jeden leisen Zug der Freude, damit mir auch nicht einer entschlüpfe und eine Lücke in der Harmonie bleibe. Ich genoß nicht bloß, sondern ich fühlte und genoß auch den Genuß.

Du bist so außerordentlich klug, liebste Lucinde, daß Du wahrscheinlich schon längst auf die Vermuthung gerathen bist, dies Alles sei nur ein schöner Traum. So ist es leider auch, und ich würde untröstlich darüber sein, wenn ich nicht hoffen dürfte, daß wir wenigstens einen Theil davon nächstens realisiren könnten. Das Wahre an der Sache ist, daß ich vorhin am Fenster stand; wie lange, das weiß ich nicht recht: denn mit den andern Regeln der Vernunft und der Sittlichkeit ist auch die Zeitrechnung dabei ganz von mir vergessen worden. Also ich stand am Fenster und sah ins Freie; der Morgen verdient allerdings schön genannt zu werden, die Luft ist still und warm genug, auch ist das Grün hier vor mir ganz frisch, und wie sich die weite Ebene bald hebt bald

senkt, so windet sich der ruhige, breite silber-helle Strom in großen Schwüngen und Bogen, bis er und die Phantasie des Liebenden, die sich gleich dem Schwane auf ihm wiegte, in die Ferne hinziehen und sich in das Unermeßliche langsam verlieren. Den Hain und sein südliches Colorit verdankt meine Vision wahrscheinlich den großen Blumenhaufen hier neben mir, unter denen sich eine beträchtliche Anzahl von Orangen befindet. Alles Uebrige läßt sich leicht aus der Psychologie erklären. Es war Illusion, liebe Freundin, Alles Illusion, außer daß ich vorhin am Fenster stand und nichts that, und daß ich jetzt hier sitze und etwas thue, was auch nur wenig mehr oder wohl gar noch etwas weniger als nichts thun ist.

So weit war an Dich geschrieben, was ich mit mir gesprochen hatte, als mich mitten in meinen zarten Gedanken und sinnreichen Gefühlen über den eben so wunderbaren als verwickelten dramatischen Zusammenhang unserer Umarmungen ein ungebildeter und ungefälliger Zufall unterbrach, da ich eben im Begriff war die genaue und gediegene Historie unsers Leichtsinns und meiner Schwerlichkeit in klaren und wahren Perioden vor Dir aufzurollen, die von Stufe zu Stufe allmälig nach natürlichen Gesetzen fortschreitende Aufklärung unsrer den verborgenen Mittelpunkt des feinsten Daseins angreifenden Mißverständnisse zu entwickeln, und die mannichfachen Produkte meiner Ungeschick-

lichkeit darzustellen, nebst den Lehrjahren meiner Männlichkeit; welche ich im Ganzen und in ihren Theilen nie überschauen kann, ohne vieles Lächeln, einige Wehmuth und hinlängliche Selbstzufriedenheit. Doch will ich als ein gebildeter Liebhaber und Schriftsteller versuchen, den rohen Zufall zu bilden und ihn zum Zwecke gestalten. Für mich und für diese Schrift, für meine Liebe zu ihr und für ihre Bildung in sich, ist aber kein Zweck zweckmäßiger, als der, daß ich gleich Anfangs das was wir Ordnung nennen, vernichte, weit von ihr entferne und mir das Recht einer reizenden Verwirrung deutlich zueigne und durch die That behaupte. Dies ist um so nöthiger, da der Stoff, den unser Leben und Lieben meinem Geiste und meiner Feder giebt, so unaufhaltsam progressiv und so unbiegsam systematisch ist. Wäre es nun auch die Form, so würde dieser in seiner Art einzige Brief dadurch eine unerträgliche Einheit und Einerleiheit erhalten und nicht mehr können, was er doch will und soll: das schön-

ste Chaos von erhabnen Harmonien und interessanten Genüssen nachbilden und ergänzen. Ich gebrauche also mein unbezweifeltes Verwirrungsrecht und setze oder stelle hier ganz an die unrechte Stelle eines von den vielen zerstreuten Blättern, die ich aus Sehnsucht oder Ungeduld, wenn ich Dich nicht fand, wo ich Dich am gewissesten zu finden hoffte, in Deinem Zimmer, auf unserm Sopha, mit der von Dir zuletzt gebrauchten Feder, mit den ersten den besten Worten, so jene mir eingegeben, anfüllte oder verdarb, und die Du Gute, ohne daß ich es wußte, sorgsam bewahrtest.

Die Auswahl wird mir nicht schwer. Denn da unter den Träumereien, die hier schon den ewigen Lettern und Dir anvertrauet sind, die Erinnerung an die schönste Welt noch das gehaltvollste ist, und noch am ersten eine gewisse Art von Aehnlichkeit mit den sogenannten Gedanken hat: so nehme ich vor allen andern die dithyrambische Phantasie über die schönste Situation. Denn wissen wir erst sicher, daß

wir in der schönsten Welt leben: so ist es unstreitig das nächste Bedürfniß uns über die schönste Situation in dieser schönsten Welt durch Andere oder durch uns selbst gründlich zu belehren.

Dithyrambische Phantasie über die schönste Situation.

Eine große Thräne fällt auf das heilige Blatt, welches ich hier statt Deiner fand. Wie treu und wie einfach hast Du ihn aufgezeichnet, den kühnen alten Gedanken zu meinem liebsten und geheimsten Vorhaben. In Dir ist er groß geworden und in diesem Spiegel scheue ich mich nicht, mich selbst zu bewundern und zu lieben. Nur hier sehe ich mich ganz und harmonisch, oder vielmehr die volle ganze Menschheit in mir und in Dir. Denn auch Dein Geist steht bestimmt und vollendet vor mir; es sind nicht mehr Züge, die erscheinen und zerfließen: sondern wie eine von den Ge-

stalten, die ewig dauern, blickt er mich aus hohen Augen freudig an und öffnet die Arme, den meinigen zu umschließen. Die flüchtigsten und heiligsten von jenen zarten Zügen und Aeußerungen der Seele die dem, welcher das Höchste nicht kennt, allein schon Seligkeit scheinen, sind nur die gemeinschaftliche Atmosphäre unsers geistigen Athmens und Lebens.

Die Worte sind matt und trübe; auch würde ich in diesem Gedränge von Erscheinungen nur immer das eine unerschöpfliche Gefühl unsrer ursprünglichen Harmonie von neuem wiederholen müssen. Eine große Zukunft winkt mich eilends weiter ins Unermeßliche hinaus, jede Idee öffnet ihren Schooß und entfaltet sich in unzählige neue Geburten. Die äußersten Enden der zügellosen Lust und der stillen Ahndung leben zugleich in mir. Ich erinnere mich an Alles, auch an die Schmerzen, und alle meine ehemaligen und künftigen Gedanken regen sich und stehen wider mich auf. In den geschwollnen Adern tobt das wilde Blut, der

Mund durstet nach Vereinigung und unter den vielen Gestalten der Freude wählt und wechselt die Phantasie und findet keine, in der die Begierde sich endlich erfüllen und endlich Ruhe finden könnte. Und dann gedenke ich wieder plötzlich und rührend der dunkeln Zeit, da ich immer wartete, ohne zu hoffen, und heftig liebte, ohne daß ich es wußte; da mein innerstes Wesen sich ganz in unbestimmte Sehnsucht ergoß und sie nur selten in halb unterdrückten Seufzern aushauchte.

Ja! ich würde es für ein Mährchen gehalten haben, daß es solche Freude gebe und solche Liebe, wie ich nun fühle, und eine solche Frau, die mir zugleich die zärtlichste Geliebte und die beste Gesellschaft wäre und auch eine vollkommene Freundin. Denn in der Freundschaft besonders suchte ich Alles, was ich entbehrte und was ich in keinem weiblichen Wesen zu finden hoffte. In Dir habe ich es Alles gefunden und mehr als ich zu wünschen vermochte: aber Du bist auch nicht wie die An-

dern. Was Gewohnheit oder Eigensinn weiblich nennen, davon weißt Du nichts. Außer den kleinen Eigenheiten besteht die Weiblichkeit Deiner Seele bloß darin, daß Leben und Lieben für sie gleich viel bedeutet; Du fühlst Alles ganz und unendlich, Du weißt von keinen Absonderungen, Dein Wesen ist Eins und untheilbar. Darum bist Du so ernst und so freudig; darum nimmst Du alles so groß und so nachlässig, und darum liebst Du mich auch ganz und überläßt keinen Theil von mir etwa dem Staate, der Nachwelt oder den männlichen Freunden. Es gehört Dir Alles und wir sind uns überall die Nächsten und verstehn uns am besten. Durch alle Stufen der Menschheit gehst Du mit mir von der ausgelassensten Sinnlichkeit bis zur geistigsten Geistigkeit und nur in Dir sah ich wahren Stolz und wahre weibliche Demuth.

Das äußerste Leiden, wenn es uns nur umgäbe, ohne uns zu trennen, würde mir nichts scheinen als ein reizender Gegensatz für

den hohen Leichtsinn unsrer Ehe. Warum sollten wir nicht die herbeste Laune des Zufalls für schönen Witz und ausgelassene Willkühr nehmen, da wir unsterblich sind wie die Liebe? Ich kann nicht mehr sagen, meine Liebe oder Deine Liebe; beide sind sich gleich und vollkommen Eins, so viel Liebe als Gegenliebe. Es ist Ehe, ewige Einheit und Verbindung unsrer Geister, nicht bloß für das was wir diese oder jene Welt nennen, sondern für die eine wahre, untheilbare, namenlose, unendliche Welt, für unser ganzes ewiges Sein und Leben. Darum würde ich auch, wenn es mir Zeit schiene, eben so froh und eben so leicht eine Tasse Kirschlorbeerwasser mit Dir ausleeren, wie das letzte Glas Champagner, was wir zusammen tranken, mit den Worten von mir: „So laß uns den Rest unsers Lebens austrinken.“ — So sprach und trank ich eilig, ehe der edelste Geist des Weines verschäumte; und so, das sage ich noch einmal, so laß uns leben und lieben. Ich weiß, auch Du würdest mich

nicht überleben wollen, Du würdest dem vor-
eiligen Gemahle auch im Sarge folgen, und
aus Lust und Liebe in den flammenden Ab-
grund steigen, in den ein rasendes Gesetz die
Indischen Frauen zwingt und die zartesten Hei-
ligthümer der Willkühr durch grobe Absicht und
Befehl entweiht und zerstört.

Dort wird dann vielleicht die Sehnsucht
voller befriedigt. Ich bin oft darüber erstaunt:
jeder Gedanke und was sonst gebildet in uns
ist, scheint in sich selbst vollendet, einzeln und
untheilbar wie eine Person. Eines verdrängt
das Andre, und was eben ganz nah und ge-
genwärtig war, sinkt bald in Dunkel zurück.
Und dann giebt es doch wieder Augenblicke
plötzlicher, allgemeiner Klarheit, wo mehrere
solche Geister der innern Welt durch wunder-
bare Vermählung völlig in Eins verschmelzen,
und manches schon vergessene Stück unsers Ich
in neuem Lichte strahlt und auch die Nacht der
Zukunft mit seinem hellen Scheine öffnet. Wie
im Kleinen so, glaube ich, ist es auch im Gro-

ßen. Was wir ein Leben nennen, ist für den ganzen ewigen innern Menschen nur ein einziger Gedanke, ein untheilbares Gefühl. Auch für ihn giebt es solche Augenblicke des tiefsten und vollsten Bewußtseins, wo ihm alle die Leben einfallen, sich anders mischen und trennen. Wir Beide werden noch einst in einem Geiste anschauen, daß wir Blüthen Einer Pflanze oder Blätter Einer Blume sind, und mit Lächeln werden wir dann wissen, daß, was wir jetzt nur Hoffnung nennen, eigentlich Erinnerung war.

Weißt Du noch, wie der erste Keim dieses Gedankens vor Dir in meiner Seele aufsproßte und auch gleich in der Deinigen Wurzel faßte? — So schlingt die Religion der Liebe unsre Liebe immer inniger und stärker zusammen, wie das Kind die Lust der zärtlichen Eltern dem Echo gleich verdoppelt.

Nichts kann uns trennen und gewiß würde jede Entfernung mich nur gewaltsamer an Dich reißen. Ich denke mir, wie ich bei der letzten

Umarmung im Gedränge der heftigen Widersprüche zugleich in Thränen und in Lachen ausbreche. Dann würde ich still werden und in einer Art von Betäubung durchaus nicht glauben, daß ich von Dir entfernt sey, bis die neuen Gegenstände um mich her mich wider Willen überzeugten. Aber dann würde auch meine Sehnsucht unaufhaltsam wachsen, bis ich auf ihren Flügeln in Deine Arme sänke. Laß auch die Worte oder die Menschen ein Misverständniß zwischen uns erregen! Der tiefe Schmerz würde flüchtig seyn und sich bald in vollkommnere Harmonie auflösen. Ich würde ihn so wenig achten, wie die liebende Geliebte im Enthusiasmus der Wollust die kleine Verletzung achtet.

Wie könnte uns die Entfernung entfernen, da uns die Gegenwart selbst gleichsam zu gegenwärtig ist. Wir müssen ihre verzehrende Gluth in Scherzen lindern und kühlen, und so ist uns die witzigste unter den Gestalten und Situationen der Freude auch die schönste. Eine

unter allen ist die witzigste und die schönste: wenn wir die Rollen vertauschen und mit kindlicher Lust wetteifern, wer dem Andern täuschender nachäffen kann, ob Dir die schonende Heftigkeit des Mannes besser gelingt, oder mir die anziehende Hingebung des Weibes. Aber weißt Du wohl, daß dieses süße Spiel für mich noch ganz andre Reize hat als seine eignen? Es ist auch nicht bloß die Wollust der Ermattung oder das Vorgefühl der Rache. Ich sehe hier eine wunderbare sinnreich bedeutende Allegorie auf die Vollendung des Männlichen und Weiblichen zur vollen ganzen Menschheit. Es liegt viel darin, und was darin liegt, steht gewiß nicht so schnell auf wie ich, wenn ich Dir unterliege.

Das war die dithyrambische Phantasie über die schönste Situation in der schönsten Welt! Ich weiß noch recht gut, wie Du sie damals gefunden und gewonnen hast. Aber ich glaube auch eben so gut zu wissen, wie Du sie hier finden und nehmen wirst; hier in diesem Büchelchen, von dem Du mehr treue Geschichte, schlichte Wahrheit und ruhigen Verstand, ja sogar Moral, die liebenswürdige Moral der Liebe erwartest. „Wie kann man schreiben wollen, was kaum zu sagen erlaubt ist, was man nur fühlen sollte?“ — Ich antworte: Fühlt man es, so muß man es sagen wollen, und was man sagen will, darf man auch schreiben können.

Ich wollte Dir erst beweisen und begründen, es liege ursprünglich und wesentlich in der Natur des Mannes ein gewisser tölpelhafter Enthusiasmus, der gern mit allem Zarten und Heiligen herausplatzt, nicht selten über seinen eignen treuherzigen Eifer ungeschickterweise hinstürzt und mit einem Worte leicht bis zur Grobheit göttlich ist.

Durch diese Apologie wäre ich zwar gerettet, aber vielleicht nur auf Unkosten der Männlichkeit selbst: denn so viel ihr auch im Einzelnen von dieser haltet, so habt ihr doch immer viel nnd Vieles wider das Ganze der Gattung. Ich will indessen auf keinen Fall gemeine Sache mit einer solcher Raçe haben, vertheidige oder entschuldige daher meine Freiheit und Frechheit lieber bloß mit dem Beispiele der unschuldigen kleinen Wilhelmine, da sie doch auch eine Dame ist, die ich überdem auf das zärtlichste liebe. Darum will ich sie auch gleich ein wenig charakterisiren.

Charakteristik der kleinen Wilhelmine.

Betrachtet man das sonderbare Kind nicht mit Rücksicht auf eine einseitige Theorie, sondern wie es sich ziemt, im Großen und Ganzen: so darf man kühnlich von ihr sagen, und es ist vielleicht das Beste was man überhaupt von ihr sagen kann: Sie ist die geistreichste Person ihrer Zeit oder ihres Alters. Und das ist nicht wenig gesagt: denn wie selten ist harmonische Ausbildung unter zweijährigen Menschen? Der stärkste unter vielen starken Beweisen für ihre innere Vollendung ist ihre heitere Selbstzufriedenheit. Wenn sie gegessen hat, pflegt sie beide Aerm-

chen auf den Tisch ausgebreitet ihren kleinen Kopf mit närrischem Ernst darauf zu stützen, macht die Augen groß und wirft schlaue Blicke im Kreise der ganzen Familie umher. Dann richtet sie sich auf mit dem lebhaftesten Ausdrucke von Ironie und lächelt über ihre eigne Schlauheit und unsre Inferiorität. Ueberhaupt hat sie viel Bouffonerie und hat viel Sinn für Bouffonerie. Mache ich ihre Gebehrden nach, so macht sie mir gleich wieder mein Nachmachen nach; und so haben wir eine mimische Sprache gebildet und verständigen uns in den Hieroglyphen der darstellenden Kunst. Zur Poesie glaube ich hat sie weit mehr Neigung als zur Philosophie; so läßt sie sich auch lieber fahren und reiset nur im Nothfall zu Fuß. Die harten Uebelklänge unsrer nordischen Muttersprache verschmelzen auf ihrer Zunge in den weichen und süßen Wohllaut der Italiänischen Mundart. Reime liebt sie besonders, wie alles Schöne; sie kann oft gar nicht müde werden, alle ihre Lieblingsbilder, gleichsam eine klassische Auswahl

ihrer kleinen Genüsse, sich selbst unaufhörlich nach einander zu sagen und zu singen. Die Blüthen aller Dinge jeglicher Art flicht Poesie in einen leichten Kranz, und so nennt und reimt auch Wilhelmine Gegenden, Zeiten, Begebenheiten, Personen, Spielwerke und Speisen, Alles durch einander in romantischer Verwirrung, so viel Worte so viel Bilder; und das ohne alle Nebenbestimmungen und künstlichen Uebergänge, die am Ende doch nur dem Verstande frommen und jeden kühneren Schwung der Phantasie hemmen. Für die ihrige ist Alles in der Natur belebt und beseelt; und ich erinnere mich noch oft mit Vergnügen daran, wie sie in einem Alter von nicht viel mehr als einem Jahre zum erstenmal eine Puppe sah und fühlte. Ein himmlisches Lächeln blühte auf ihrem kleinen Gesichte und sie drückte gleich einen herzlichen Kuß auf die gefärbten Lippen von Holz. Gewiß! es liegt tief in der Natur des Menschen, daß er Alles essen will, was er liebt, und jede neue Erscheinung unmittelbar zum Munde führt, um sie da

wo möglich in ihre ersten Bestandtheile zu zergliedern. Die gesunde Wißbegierde wünscht ihren Gegenstand ganz zu fassen, bis in sein Innerstes zu durchdringen und zu zerbeißen. Das Betasten dagegen bleibt bey der äußerlichen Oberfläche allein stehen, und alles Begreifen gewährt eine unvollkommene nur mittelbare Erkenntniß. Indessen ist es doch schon ein interessantes Schauspiel, wenn ein geistreiches Kind ein Ebenbild von sich erblickt, es mit den Händen zu begreifen und sich durch diese ersten und letzten Fühlhörner der Vernunft zu orientiren strebt; schüchtern verkriecht und versteckt sich der Fremdling und emsig ist die kleine Philosophin hinterdrein, den Gegenstand ihrer angefangenen Untersuckung zu verfolgen. —

Aber freilich ist Geist, Witz und Originalität bei Kindern gerade so selten wie bei Erwachsenen. Doch Alles dies und so vieles Andre gehört nicht hieher und würde mich über die Gränzen meines Zweckes führen! Denn diese Charakteristik soll ja nichts darstellen als

ein Ideal, welches ich mir stets vor Augen halten will, um in diesem kleinen Kunstwerke schöner und zierlicher Lebensweisheit nie von der zarten Linie des Schicklichen zu verirren, und Dir, damit du alle die Freiheiten und Frechheiten, die ich mir noch zu nehmen denke, im voraus verzeihst, oder doch von einem höhern Standpunkte beurtheilen und würdigen kannst.

Habe ich etwa Unrecht, wenn ich die Sittlichkeit bei Kindern, Zartheit und Zierlichkeit in Gedanken und Worten vornehmlich beim weiblichen Geschlecht suche? —

Und nun sieh! diese liebenswürdige Wilhelmine findet nicht selten ein unaussprechliches Vergnügen darin, auf dem Rücken liegend mit den Beinchen in die Höhe zu gesticuliren, unbekümmert um ihren Rock und um das Urtheil der Welt. Wenn das Wilhelmine thut, was darf ich nicht thun, da ich doch, bei Gott! ein Mann bin, und nicht zarter zu seyn brauche wie das zarteste weibliche Wesen?

O beneidenswürdige Freiheit von Vorur-

theilen! Wirf auch Du sie von Dir, liebe Freundin, all die Reste von falscher Schaam, wie ich oft die fatalen Kleider von Dir riß und in schöner Anarchie umherstreute. Und sollte Dir ja dieser kleine Roman meines Lebens zu wild scheinen: so denke Dir, daß er ein Kind sey und ertrage seinen unschuldigen Muthwillen mit mütterlicher Langmuth, und laß dich von ihm liebkosen.

Wenn Du es mit der Wahrscheinlichkeit und durchgängigen Bedeutsamkeit einer Allegorie nicht sogar strenge nehmen und dabei so viel Ungeschicklichkeit im Erzählen erwarten wolltest, als man von den Bekenntnissen eines Ungeschickten fordern muß, wenn das Costüm nicht verletzt werden soll: so möchte ich Dir hier einen der letzten meiner wachenden Träume erzählen, da er ein ähnliches Resultat giebt, wie die Charakteristik der kleinen Wilhelmine.

Allegorie von der Frechheit.

Sorglos stand ich in einem kunstreichen Garten an einem runden Beet, welches mit einem Chaos der herrlichsten Blumen, ausländischen und inländischen, prunkte. Ich sog den würzigen Duft ein und ergötzte mich an den bunten Farben; aber plötzlich sprang ein häßliches Unthier mitten aus den Blumen hervor. Es schien geschwollen von Gift, die durchsichtige Haut spielte in allen Farben, und man sah die Eingeweide sich winden wie Gewürme. Es war groß genug, um Furcht einzuflößen; dabei öffnete es Krebsscheeren nach allen Seiten rund

um den ganzen Leib; bald hüpfte es wie ein Frosch, dann kroch es wieder mit ekelhafter Beweglichkeit auf einer unzähligen Menge kleiner Füße. Mit Entsetzen wandte ich mich weg; da es mich aber verfolgen wollte, faßte ich Muth warf es mit einem kräftigen Stoß auf den Rükken, und sogleich schien es mir nichts als ein gemeiner Frosch. Ich erstaunte nicht wenig, und noch mehr, da plötzlich Jemand ganz dicht hinter mir sagte: „Das ist die öffentliche Meinung, und ich bin der Witz; deine falschen Freunde, jene Blumen, sind schon alle welk.“ — Ich sah mich um und erblickte eine männliche Gestalt mittlerer Größe; die großen Formen des edlen Gesichts waren so ausgearbeitet und übertrieben, wie wir sie oft an römischen Brustbildern sehn. Ein freundliches Feuer strahlte aus den offnen, lichten Augen, und zwei große Locken warfen und drängten sich sonderbar auf der kühnen Stirn. „Ich werde ein altes Schauspiel vor Dir erneuern,“ sprach er, „einige Jünglinge am Scheidewege. Ich selbst habe es

der Mühe werth gehalten, sie in müssigen Stunden mit der göttlichen Phantasie zu erzeugen. Es sind die ächten Romane, vier an der Zahl und unsterblich wie wir." — Ich schaute wohin er winkte, und ein schöner Jüngling flog kaum bekleidet über die grüne Ebne. Schon war er fern und ich sah nur noch eben, daß er sich auf ein Roß schwang und davon eilte, als wollte er den lauen Abendwind überflügeln und seiner Langsamkeit spotten. Auf dem Hügel zeigte sich ein Ritter in voller Rüstung, groß und hehr von Gestalt, beinah ein Riese: aber die genaue Richtigkeit seines Wuchses und seiner Bildung nebst der treuherzigen Freundlichkeit in seinen bedeutenden Blicken und umständlichen Gebehrden gab ihm dennoch eine gewisse altväterische Zierlichkeit. Er neigte sich gegen die untergehende Sonne, ließ sich langsam auf ein Knie nieder und schien mit großer Inbrunst zu beten, die rechte Hand aufs Herz, die linke an der Stirn. Der Jüngling, der zuvor so schnell war lag nun ganz ruhig am Abhange und sonnte

sich in den letzten Strahlen; dann sprang er auf, entkleidete sich, stürzte in den Strom und spielte mit den Wellen, tauchte unter, kam wieder hervor und warf sich von neuem in die Fluth. Fernab im Dunkel des Hains schwebte etwas in Griechischem Gewande wie eine Gestalt: aber wenn es eine ist, dachte ich, so kann sie kaum der Erde angehören; so matt waren die Farben, so eingehüllt das Ganze in heiligen Nebel. Da ich länger und genauer hinsah, zeigte sich's, daß es auch ein Jüngling sey, aber von ganz entgegengesetzter Art. Haupt und Arme lehnte die hohe Gestalt an eine Urne; seine ernsten Blicke schienen bald ein verlornes Gut auf dem Boden zu suchen, bald die blassen Sterne, die schon zu schimmern begannen, etwas zu fragen; ein Seufzer öffnete die Lippen, um die ein sanftes Lächeln schwebte. —

Jener erste sinnliche Jüngling war unterdessen der einsamen Leibungsübungen überdrüssig geworden und eilte mit leichten Schritten gerade auf uns zu. Er war nun ganz beklei-

det, fast wie ein Schäfer, aber sehr bunt und sonderbar. Er hätte so auf einer Maskerade erscheinen können, auch spielten die Finger seiner Linken mit den Fäden, an denen eine Maske hing. Man hätte den fantastischen Knaben eben so gut für ein muthwilliges Mädchen halten mögen, das sich aus Laune verkleidet. Bisher ging er in gerader Richtung, aber plötzlich wurde er unsicher; er ging erst auf die eine Seite, dann eilte er zurück nach der andern und lachte dabei über sich selbst. „Der junge Mensch weiß nicht, ob er sich zur Frechheit oder zur Delikatesse halten soll," sagte mein Begleiter. Ich sah zur Linken eine Gesellschaft schöner Frauen und Mädchen; zur Rechten stand eine große allein, und da ich hinsehen wollte nach der gewaltigen Form, begegnete ihr Blick dem meinen so scharf und kühn, daß ich die Augen niederschlug. Mitten unter den Damen war ein junger Mann, den ich sogleich für einen Bruder der andern Romane erkannte. Einer von denen wie man sie gegenwärtig sieht, aber viel gebil-

deter; seine Gestalt und sein Gesicht war nicht schön, aber fein, sehr verständig und äußerst anziehend. Man hätte ihn eben so gut für einen Franzosen wie für einen Deutschen halten können; seine Kleidung und seine ganze Art war einfach, aber sorgfältig und völlig modern. Er unterhielt die Gesellschaft und schien sich für Alle lebhaft zu interessiren. Die Mädchen waren sehr beweglich um die vornehmste Dame und schwatzten viel unter einander. „Ich habe doch noch mehr Gemüth wie Du, liebe Sittlichkeit! sagte die Eine; „aber ich heiße auch Seele und zwar die schöne." Die Sittlichkeit wurde etwas blaß und die Thränen schienen ihr nahe zu seyn. „Ich war doch gestern so tugendhaft," sagte sie, „und mache immer größere Fortschritte in der Anstrengung. Ich habe genug an meinen eignen Vorwürfen, warum muß ich noch welche von Dir hören?" — Eine andre, die Bescheidenheit, war neidisch auf die, welche sich die schöne Seele nannte und sprach: „Ich bin böse mit Dir, Du willst mich nur als Mittel brau=

chen." — Die Decenz, da sie die arme öffentliche Meinung so hülflos auf dem Rücken liegen sah, vergoß drittehalb Thränen und gebehrdete sich dann auf eine interessante Weise, das Auge zu trocknen, welches aber gar nicht mehr naß war. — „Wundre Dich nicht über diese Offenheit," sagte der Witz; „sie ist weder gewöhnlich noch willkührlich. Die allmächtige Phantasie hat diese wesenlosen Schatten mit ihrem Zauberstabe berührt, damit sie ihr Inneres offenbaren. Du wirst gleich noch mehr hören. Aber die Frechheit redet von freien Stükken so."

„Der junge Schwämer da," sagte die Delikatesse, „soll mich recht amüsiren; der wird immer schöne Verse auf mich machen. Ich werde ihn in der Ferne halten wie den Ritter. Der Ritter ist freilich schön, wenn er nur nicht so ernsthaft und feierlich aussähe. Der Klügste von allen ist wohl der Elegante, der jetzt mit der Bescheidenheit spricht; ich glaube, er persiflirt sie. Wenigstens hat er über die Sitt-

lichkeit und ihr fades Gesicht viel hübsches gesagt. Er hat doch mit mir am meisten gesprochen, und könnte mich wohl einmal verführen, wenn ich mich nicht anders besinne, oder wenn keiner erscheint, der noch mehr nach der Mode ist." — Der Ritter hatte sich der Gesellschaft nun auch genähert; die linke Hand stützte sich auf den Griff des großen Schwerdtes, und mit der rechten bot er den Anwesenden höflichen Gruß. — ‚Ihr seid doch Alle gewöhnlich und ich habe Langeweile," sagte der moderne Mann, gähnte und ging fort. Ich sah nunmehr, daß die Frauen, die ich beim ersten Blick für schön gehalten hatte, eigentlich nur blühend und artig übrigens aber unbedeutend waren. Sah man genau zu, so fanden sich sogar gemeine Züge und Spuren von Verderbtheit. Die Frechheit schien mir nun weniger hart, ich konnte sie dreist ansehen und mußte es mir mit Verwunderung gestehn, daß ihre Bildung groß und edel sei. Sie ging hastig auf die schöne Seele zu und griff ihr grade ins Gesicht. „Das ist nur eine

Maske," sagte sie; „Du bist nicht die schöne Seele, sondern höchstens die Zierlichkeit, oft auch die Coquetterie." — Dann wandte sie sich zum Witz mit den Worten. „Wenn Du die gemacht hast, die man jetzt Romane nennt, so hättest Du Deine Zeit auch besser anwenden können. Kaum hie und da finde ich in den besten etwas von der leichten Poesie des flüchtigen Lebens: aber wohin ist sie entflohen, die kühne Musik des lieberasenden Herzens, sie die Alles mit sich fortreißt, so daß der Wildeste zärtliche Thränen vergießt und die ewigen Felsen selber tanzen? Keiner ist so albern und keiner so nüchtern, der nicht von Liebe schwatzt; aber wer sie noch kennt, hat kein Herz und keinen Glauben, sie auszusprechen." Der Witz lachte, der himmlische Jüngling winkte Beifall aus der Ferne und sie fuhr fort: Wenn die, welche unvermögend am Geist sind, Kinder mit ihm zeugen wollen; wenn die, welche es gar nicht verstehen, zu leben wagen: das ist höchst unanständig, denn es ist höchst unnatürlich und

höchst unschicklich. Aber daß der Wein schäumt und der Blitz zündet, ist ganz richtig und ganz schicklich.“ — Der leichtfertige Roman hatte nun gewählt; er war bei diesen Worten schon um die Frechheit und schien ihr ganz ergeben. Sie eilte Arm in Arm mit ihm davon und sagte nur im Vorbeigehn zu dem Ritter: „Wir sehn uns wieder.“ — „Das waren nur äußerliche Erscheinungen,“ sprach mein Beschützer, „und Du wirst gleich das Innere in Dir schauen. Uebrigens bin ich eine wahre Person und der wahre Witz; das schwöre ich Dir bei mir selber, ohne den Arm in die Unendlichkeit auszustrecken.“ Alles verschwand nun, und auch der Witz wuchs und dehnte sich, bis er nicht mehr war. Nicht mehr vor und außer mir, wohl aber in mir glaubte ich ihn wieder zu finden; ein Stück meines Selbst und doch verschieden von mir, in sich lebendig und selbstständig. Ein neuer Sinn schien mir aufgethan; ich entdeckte in mir eine reine Masse von mildem Licht. Ich kehrte in mich selbst zurück und in den neuen

Sinn, dessen Wunder ich schaute. Er sah so klar und bestimmt, wie ein geistiges nach Innen gerichtetes Auge: dabei waren aber seine Wahrnehmungen innig und leise wie die des Gehörs, und so unmittelbar wie die des Gefühls. Ich erkannte bald die Scene der äußern Welt wieder, aber reiner und verklärt, oben den blauen Mantel des Himmels, unter den grünen Teppich der reichen Erde, die bald von fröhlichen Gestalten wimmelte. Denn was ich nur im Innersten wünschte, lebte und drängte sich gleich hier, ehe ich selbst den Wunsch noch deutlich gedacht hatte. Und so sah ich denn bald bekannte und unbekannte liebe Gestalten in wunderlichen Masken, wie ein großes Carneval der Lust und Liebe. Wahre Saturnalien, an seltsamer Mannichfaltigkeit und Zügellosigkeit der großen Vorwelt nicht unwürdig. Aber nicht lange schwärmte das geistige Bacchanal durch einander, so zerriß diese ganze innere Welt wie durch einen elektrischen Schlag, und ich vernahm, ich weiß nicht wie und woher, die ge=

flügelten Worte: „Vernichten und Schaffen, Eins und Alles; und so schwebe der ewige Geist ewig auf dem ewigen Weltstrome der Zeit und des Lebens und nehme jede kühnere Welle wahr, ehe sie zerreißt.“ — Furchtbar schön und sehr fremd tönte diese Stimme der Phantasie, aber milder und mehr wie an mich gerichtet die folgenden Worte: „Die Zeit ist da, das innere Wesen der Gottheit kann offenbart und dargestellt werden, alle Mysterien dürfen sich enthüllen und die Furcht soll aufhören. Weihe Dich selbst ein und verkündige es, daß die Natur allein ehrwürdig und die Gesundheit allein liebenswürdig ist.“ — Bei den geheimnißvollen Worten, die Zeit ist da, fiel es wie eine Flocke von himmlischem Feuer in meine Seele. Es brannte und zehrte in meinem Mark: es drängte und stürmte sich zu äußern. Ich griff nach den Waffen, um mich in das Kriegsgetümmel der Leidenschaften, die mit Vorurtheilen wie mit Waffen wüthen, zu stürzen und für die Liebe und die Wahrheit zu kämpfen: aber es waren keine

Waffen da. Ich öffnete den Mund, um sie in Gesang zu verkündigen, und ich dachte, alle Wesen müßten ihn vernehmen und die ganze Welt sollte harmonisch wiederklingen: aber ich besann mich, daß meine Lippen die Kunst nicht gelernt hätten, die Gesänge des Geistes nachzubilden. — „Du mußt das unsterbliche Feuer nicht rein und roh mittheilen wollen," sprach die bekannte Stimme meines freundlichen Begleiters. „Bilde, erfinde, verwandle und erhalte die Welt und ihre ewigen Gestalten im steten Wechsel neuer Trennungen und Vermählungen. Verhülle und binde den Geist im Buchstaben. Der ächte Buchstabe ist allmächtig und der eigentliche Zauberstab. Er ist es, mit dem die unwiderstehliche Willkühr der hohen Zauberin Phantasie das erhabene Chaos der vollen Natur berührt und das unendliche Wort ans Licht ruft, welches ein Ebenbild und Spiegel des göttlichen Geistes ist, und welches die Sterblichen Universum nennen."

Wie die weibliche Kleidung vor der männlichen, so hat auch der weibliche Geist vor dem männlichen den Vorzug, daß man sich da durch eine einzige kühne Combination über alle Vorurtheile der Cultur und bürgerlichen Conventionen wegsetzen und mit einemmale mitten im Stande der Unschuld und im Schooß der Natur befinden kann.

An wen sollte also wohl die Rhetorik der Liebe ihre Apologie der Natur und der Unschuld richten als an alle Frauen, in deren zarten Herzen das heilige Feuer der göttlichen Wollust tief verschlossen ruht, und nie ganz verlöschen kann, wenn es auch noch so sehr ver-

wahrlost und verunreinigt wird? Nächstdem freilich auch an die Jünglinge, und an die Männer, die noch Jünglinge geblieben sind. Bei diesen ist aber schon ein großer Unterschied zu machen. Man könnte alle Jünglinge eintheilen in solche, die das haben, was Diderot die Empfindung des Fleisches nennt, und in solche die es nicht haben. Eine seltne Gabe! Viele Maler von Talent und Einsicht streben ihr ganzes Leben umsonst danach, und viele Virtuosen der Männlichkeit vollenden ihre Laufbahn, ohne eine Ahndung davon gehabt zu haben. Auf dem gemeinen Wege kommt man nicht dahin. Ein Libertin mag verstehen mit einer Art von Geschmack den Gürtel zu lösen. Aber jenen höhern Kunstsinn der Wollust, durch den die männliche Kraft erst zur Schönheit gebildet wird, lehrt nur die Liebe allein den Jüngling. Es ist Elekricität des Gefühls, dabei aber im Innern ein stilles leises Lauschen, im Aeußern eine gewisse klare Durchsichtigkeit, wie in den hellen Stellen der

Malerei, die ein reizbares Auge so deutlich fühlt. Es ist eine wunderbare Mischung und Harmonie aller Sinne: so giebt es auch in der Musik ganz kunstlose, reine, tiefe Accente, die das Ohr nicht zu hören, sondern wirklich zu trinken scheint, wenn das Gemüth nach Liebe durstet. Uebrigens aber möchte sich die Empfindung des Fleisches nicht weiter definiren lassen. Das ist auch unnöthig. Genug ist für Jünglinge der erste Grad der Liebeskunst und eine angeborne Gabe der Frauen, durch deren Gunst und Huld allein sie jenen mitgetheilt, und angebildet werden kann. Mit den Unglücklichen, die sie nicht kennen, muß man nicht von der Liebe reden: denn von Natur ist in dem Manne zwar ein Bedürfniß aber kein Vorgefühl derselben. Der zweite Grad hat schon etwas Mystisches, und könnte leicht vernunftwidrig scheinen wie jedes Ideal. Ein Mann, der das innere Verlangen seiner Geliebten nicht ganz füllen und befriedigen kann, versteht es gar nicht zu sein, was er doch ist

und sein soll. Er ist eigentlich unvermögend, und kann keine gültige Ehe schließen. Zwar verschwindet auch die höchste endliche Größe vor dem Unendlichen, und durch bloße Kraft läßt sich also das Problem auch bei dem besten Willen nicht auflösen. Aber wer Phantasie hat, kann auch Phantasie mittheilen, und wo die ist, entbehren die Liebenden gern, um zu verschwenden; ihr Weg geht nach Innen, ihr Ziel ist intensive Unendlichkeit, Unzertrennlichohne Zahl und Maaß; und eigentlich brauchen sie nie zu entbehren, weil jener Zauber Alles zu ersetzen vermag. Aber still von diesen Geheimnissen! Der dritte und höchste Grad ist das bleibende Gefühl von harmonischer Wärme. Welcher Jüngling das hat, der liebt nicht mehr bloß wie ein Mann, sondern zugleich auch wie ein Weib. In ihm ist die Menschheit vollendet, und er hat den Gipfel des Lebens erstiegen. Denn gewiß ist es, daß Männer von Natur bloß heiß oder kalt sind: zur Wärme müssen sie erst gebildet werden. Aber die

Frauen sind von Natur sinnlich und geistig warm und haben Sinn für Wärme jeder Art.

Wenn dieses tolle kleine Buch einmal gefunden, vielleicht gedruckt, und gar gelesen wird, so muß es auf alle glücklichen Jünglinge ungefähr den gleichen Eindruck machen. Nur verschieden nach den verschiedenen Stufen ihrer Ausbildung. Denen vom ersten Grad wird es die Empfindung des Fleisches erregen; die vom zweiten kann es ganz befriedigen; und denen vom dritten soll bloß warm dabei werden. —

Ganz anders würde es mit den Frauen sein. Unter ihnen giebt es keine Ungeweihten; denn jede hat die Liebe schon ganz in sich, von deren unerschöpflichem Wesen wir Jünglinge nur immer ein wenig mehr lernen und begreifen. Schon entfaltet, oder noch im Keime, das ist gleich viel. Auch das Mädchen weiß in ihrer naiven Unwissenheit doch schon Alles, noch ehe der Blitz der Liebe in ihrem zarten

Schooß gezündet, und die verschloßne Knospe zum vollen Blumenkelch der Lust entfaltet hat. Und wenn eine Knospe Gefühl hätte, würde nicht das Vorgefühl der Blume deutlicher in ihr sein, als das Bewußtsein ihrer selbst? —

Darum giebt es in der weiblichen Liebe keine Grade und Stufen der Bildung, überhaupt nichts Allgemeines; sondern so viel Individuen, so viel eigenthümliche Arten. Kein Linnè kann uns alle diese schönen Gewächse und Pflanzen im großen Garten des Lebens klassificiren und verderben; und nur der eingeweihte Liebling der Götter versteht ihre wunderbare Botanik; die göttliche Kunst, ihre verhüllten Kräfte und Schönheiten zu errathen, und zu erkennen, wann die Zeit ihrer Blüthe sei und welches Erdreich sie bedürfen. Da wo der Anfang der Welt oder doch der Anfang der Menschen ist, da ist auch der eigentliche Mittelpunkt der Originalität, und kein Weiser hat die Weiblichkeit ergründet.

Eines zwar scheint die Frauen in zwei

große Klassen zu theilen. Das nämlich, ob sie die Sinne achten und ehren, die Natur, sich selbst und die Männlichkeit: oder ob sie diese wahre innere Unschuld verloren haben, und jeden Genuß mit Reue erkaufen, bis zur bittern Gefühllosigkeit gegen innere Mißbilligung. Das ist ja die Geschichte so vieler. Erst scheuen sie die Männer, dann werden sie Unwürdigen hingegeben, welche sie bald hassen oder betrügen, bis sie sich selbst und die weibliche Bestimmung verachten. Ihre kleine Erfahrung halten sie für allgemein und alles Andre für lächerlich; der enge Kreis von Rohheit und Gemeinheit, in dem sie sich beständig drehen, ist für sie die ganze Welt, und es fällt ihnen gar nicht ein, daß es auch noch andre Welten geben könne. Für diese sind die Männer nicht Menschen, sondern bloß Männer, eine eigne Gattung, die fatal aber doch gegen die Langeweile unentbehrlich ist. Sie selbst sind denn auch eine bloße Sorte, eine wie die andre, ohne Originalität und ohne Liebe.

Aber sind sie unheilbar weil sie ungeheilt sind? Mir ist es so einleuchtend und klar, daß nichts unnatürlicher für eine Frau sei, als Prüderie — ein Laster an das ich nie ohne eine gewisse innerliche Wuth denken kann — und nichts beschwerlicher als Unnatürlichkeit, daß ich keine Gränze bestimmen, und keine für unheilbar halten möchte. Ich glaube, ihre Unnatur kann nie zuverlässig werden, wenn sie auch noch so viel Leichtigkeit und Unbefangenheit darin erlangt haben, bis zu einem Schein von Consequenz und Charakter. Es bleibt doch nur Schein; das Feuer der Liebe ist durchaus unverlöschlich, und noch unter der tiefsten Asche glühen Funken.

Diese heilige Funken zu wecken, von der Asche der Vorurtheile zu reinigen, und wo die Flamme schon lauter brennt, sie mit bescheidenem Opfer zu nähren; das wäre das höchste Ziel meines männlichen Ehrgeizes. Laß mich's bekennen, ich liebe nicht Dich allein, ich liebe die Weiblichkeit selbst. Ich liebe sie nicht bloß,

ich bete sie an, weil ich die Menschheit anbete, und weil die Blume der Gipfel der Pflanze und ihrer natürlichen Schönheit und Bildung ist.

Es ist die älteste kindlichste einfachste Religion, zu der ich zurückgekehrt bin. Ich verehre als vorzüglichstes Sinnbild der Gottheit das Feuer; und wo giebt es ein schöneres, als das was die Natur tief in die weiche Brust der Frauen verschloß? — Weihe Du mich zum Priester, nicht um es müßig zu beschauen, sondern um es zu befreien, zu wecken und zu reinigen: wo es rein ist, erhält es sich selber ohne Wache und ohne Vestalinnen.

Ich schreibe und schwärme, wie Du siehst, nicht ohne Salbung; aber es geschieht auch nicht ohne Beruf, und zwar göttlichen Beruf. Was darf sich der nicht zutrauen, zu dem der Witz selbst durch eine Stimme vom geöffneten Himmel herab sprach: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ — Und warum soll ich nicht aus eigner Vollmacht und

Willkühr von mir sagen: „Ich bin des Witzes lieber Sohn;“ wie mancher Edle, der auf Abenteuer durchs Leben wanderte, von sich sagte: „Ich bin des Glückes lieber Sohn.“ —

Uebrigens wollte ich eigentlich davon reden, welchen Eindruck dieser phantastische Roman auf die Frauen machen würde, wenn der Zufall oder die Willkühr ihn fände und öffentlich aufstellte. Es wäre auch in der That unschicklich, wenn ich Dir nicht in aller Kürze mit einigen kleinen Beweisen von Weissagung und Divination aufwartete, um mein Recht auf die Priesterwürde darzuthun.

Verstehen würden mich Alle, keine so mißverstehen und so mißbrauchen wie die uneingeweihten Jünglinge. Viele würden mich besser verstehen als ich selbst, aber nur Eine ganz, und die bist Du. Alle übrigen hoffe ich wechselsweise anzuziehen und abzustoßen, oft zu verletzen und eben so oft zu versöhnen. Bei jeder gebildeten wird der Eindruck ganz verschieden, und ganz eigen sein; so eigen und so verschie-

den wie ihre eigenthümliche Art zu sein, und zu lieben. Clementinen wird das Ganze bloß interessiren als eine Sonderbarkeit, hinter der aber doch wohl etwas sein könnte; einiges indessen wird sie richtig finden. Man nennt sie hart und heftig, und doch glaube ich an ihre Liebenswürdigkeit. Ihre Heftigkeit versöhnt mich mit ihrer Härte, obgleich beide sich dem äußern Anschein nach vermehren. Wäre die Härte allein, so müßte sie Kälte und Mangel an Herz scheinen; die Heftigkeit zeigt, daß heiliges Feuer da ist was durchbrechen will. Du kannst leicht denken wie sie Einem mitspielen würde, den sie im Ernst liebte. Die weiche und verletzbare Rosamunde wird sich eben so oft anneigen als wegwenden, bis „scheue Zartheit kühner wird und nichts als Unschuld sieht in inn'ger Liebe Thun." Juliane hat eben so viel Poesie als Liebe, eben so viel Enthusiasmus als Witz; aber Beides ist zu isolirt in ihr, darum wird sie bisweilen über das kühne Chaos weiblich erschrecken, und dem Ganzen

etwas mehr Poesie und etwas weniger Liebe wünschen.

Ich könnte so noch lange fortfahren, denn ich strebe aus allen Kräften nach Menschenkenntniß, und ich weiß meine Einsamkeit oft nicht würdiger anzuwenden, als indem ich darüber reflektire, wie diese oder jene interessante Frau in diesem oder jenem interessanten Verhältnisse wohl sein und sich verhalten dürfte. Doch genug für jetzt, sonst möchte es Dir zu viel werden, und die Vielseitigkeit Deinem Propheten übel gerathen.

Denke nur nicht so arg von mir und glaube, daß ich nicht allein für Dich sondern für die Mitwelt dichte. Glaube mir, es ist mir bloß um die Objektivität meiner Liebe zu thun. Diese Objektivität und jede Anlage zu ihr bestätigt und bildet ja eben die Magie der Schrift, und weil es mir versagt ist, meine Flamme in Gesänge auszuhauchen, muß ich den stillen Zügen das schöne Geheimniß vertrauen. Dabei denke ich aber eben so wenig an die ganze Mitwelt,

als an die Nachwelt. Und muß es ja eine Welt sein, an die ich denken soll: so sei es am liebsten die Vorwelt. Die Liebe selbst sei ewig neu und ewig jung, aber ihre Sprache sei frei und kühn, nach alter klassischer Sitte, nicht züchtiger wie die römische Elegie und die Edelsten der größten Nation, und nicht vernünftiger wie der große Plato und die heilige Sappho.

Idylle über den Müssiggang.

„Siehe, ich lernte von selbst, und ein Gott hat mancherlei Weisen mir in die Seele gepflanzt.“ So darf ich kühnlich sagen, wenn nicht von der fröhlichen Wissenschaft der Poesie die Rede ist, sondern von der gottähnlichen Kunst und Faulheit. Mit wem sollte ich also lieber über den Müssiggang denken und reden als mit mir selbst? Und so sprach ich denn auch in jener unsterblichen Stunde, da mir der Genius eingab, das hohe Evangelium der ächten Lust und Liebe zu verkündigeu, zu mir selbst: „O Müssiggang, Müssiggang! Du bist die Le-

bensluft der Unschuld und Begeisterung; Dich athmen die Seeligen, und seelig ist wer Dich hat und hegt, Du heiliges Kleinod! einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese blieb." Ich saß, da ich so in mir sprach, wie ein nachdenkliches Mädchen in einer gedankenlosen Romanze am Bach, sah den fliehenden Wellen nach. Aber die Wellen flohen und flossen so gelassen, ruhig und sentimental, als sollte sich ein Narcissus in der klaren Fläche bespiegeln und sich in schönem Egoismus berauschen. Auch mich hätte sie lokken können, mich immer tiefer in die innere Perspektive meines Geistes zu verlieren, wenn nicht meine Natur so uneigennützig und so praktisch wäre, daß sogar meine Spekulation unaufhörlich nur um das allgemeine Gute besorgt ist. Daher dachte ich auch, ungeachtet mein Gemüth in seiner Behaglichkeit so matt war, wie die von der gewaltigen Hitze aufgelösten und hingesunknen Glieder, ernstlich über die Möglichkeit einer dauernden Umarmung nach,

Ich sann auf Mittel das Beisammensein zu verlängern, und künftig lieber alle kindlich rührenden Elegieen über plötzliche Trennung zu verhüten, als uns wie bisher an dem Komischen einer solchen Fügung des Schicksals zu ergötzen, weil es nun doch einmal geschehen und unabänderlich sei. Erst nachdem die Kraft der angespannten Vernunft an der Unerreichbarkeit des Ideals brach und erschlaffte, überließ ich mich dem Strome der Gedanken, und hörte willig alle die bunten Mährchen an, mit denen Begierde und Einbildung, unwiderstehliche Sirenen in meiner eignen Brust, meine Sinne bezauberten. Es fiel mir nicht ein das verführerische Gaukelspiel unedel zu kritisiren, ungeachtet ich wohl wußte, daß das meiste nur schöne Lüge sei. Die zarte Musik der Phantasie schien die Lücken der Sehnsucht auszufüllen. Dankbar nahm ich das wahr und beschloß, was das hohe Glück mir diesmal gegeben, auch künftig durch eigne Erfindsamkeit für uns beide zu wiederholen, und Dir dieses Gedicht der Wahrheit

zu beginnen. So erzeugte sich der erste Keim zu dem wundersamen Gewächs von Willkühr und Liebe. Und frei wie es entsprossen ist, dacht' ich, soll es auch üppig wachsen und verwildern, und nie will ich aus niedriger Ordnungsliebe und Sparsamkeit die lebendige Fülle von überflüssigen Blättern und Ranken beschneiden.

Gleich einem Weisen des Orients war ich ganz versunken in ein heiliges Hinbrüten und ruhiges Anschauen der ewigen Substanzen, vorzüglich der Deinigen und der meinigen. Größe in Ruhe, sagen die Meister, sei der höchste Gegenstand der bildenden Kunst; und ohne es deutlich zu wollen, oder mich unwürdig zu bemühen, bildete und dichtete ich auch unsere ewigen Substanzen in diesem würdigen Stil. Ich erinnerte mich, und ich sah uns, wie der gelinde Schlaf die Umarmten mitten in der Umarmung umfing. Dann und wann öffnete einer die Augen, lächelte über den süßen Schlaf des Andern und wurde wach genug um ein scher-

zendes Wort, eine Liebkosung zu beginnen: aber noch ehe der angefangene Muthwille geendigt war, sanken wir Beide fest verschlungen in den seeligen Schooß einer halbbesonnenen Selbstvergessenheit zurück.

Mit dem äußersten Unwillen dachte ich nun an die schlechten Menschen, welche den Schlaf vom Leben subtrahiren wollen. Sie haben wahrscheinlich nie geschlafen, und auch nie gelebt. Warum sind denn die Götter Götter, als weil sie mit Bewußtsein und Absicht nichts thun, weil sie das verstehen und Meister darin sind? Und wie streben die Dichter, die Weisen und Heiligen auch darin den Göttern ähnlich zu werden! Wie wetteifern sie im Lobe der Einsamkeit, der Muße, und einer liberalen Sorglosigkeit und Unthätigkeit! Und mit großem Recht: denn alles Gute und Schöne ist schon da und erhält sich durch seine eigene Kraft. Was soll also das unbedingte Streben und Fortschreiten ohne Stillstand und Mittelpunkt? Kann dieser Sturm und Drang der unendli-

chen Pflanzen der Menschheit, die im Stillen von selbst wächst und bildet, nährenden Saft oder schöne Gestaltung geben? Nichts ist es dieses leere unruhige Treiben, als eine nordische Unart und wirkt auch nichts als Langeweile, fremde und eigene. Und womit beginnt und endigt es als mit der Antipathie gegen die Welt, die jetzt so gemein ist? Der unerfahrne Eigendünkel ahndet gar nicht, daß dies nur Mangel an Sinn und Verstand sei und hält es für hohen Unmuth über die allgemeine Häßlichkeit der Welt und des Lebens, von denen er doch noch nicht einmal das leiseste Vorgefühl hat. Er kann es nicht haben, denn der Fleiß und der Nutzen sind die Todesengel mit dem feurigen Schwerdt, welche dem Menschen die Rückkehr ins Paradies verwehren. Nur mit Gelassenheit und Sanftmuth, in der heiligen Stille der ächten Passivität kann man sich an sein ganzes Ich erinnern, und die Welt und das Leben anschauen. Wie geschieht alles Denken und Dichten als daß man sich der Ein-

wirkung irgend eines Genius ganz überläßt und hingiebt? Und doch ist das Sprechen und Bilden nur Nebensache in allen Künsten und Wissenschaften, das Wesentliche ist das Denken und Dichten, und das ist nur durch Passivität möglich. Freilich ist es eine absichtliche, willkührliche, einseitige, aber doch Passivität. Je schöner das Klima ist, je passiver ist man. Nur Italiener wissen zu gehen, und nur die im Orient verstehen zu liegen; wo hat sich aber der Geist zarter und süßer gebildet als in Indien? Und unter allen Himmelsstrichen ist es das Recht des Müssiggangs was Vornehme und Gemeine unterscheidet, und das eigentliche Princip des Adels.

Endlich wo ist mehr Genuß, und mehr Dauer, Kraft und Geist des Genusses; bei den Frauen, deren Verhältniß wir Passivität nennen, oder etwa bei den Männern, bei denen der Uebergang von übereilender Wuth zur Langenweile schneller ist, als der Uebergang vom Guten zum Bösen?

In der That man sollte das Studium des Müssiggangs nicht so sträflich vernachlässigen, sondern es zur Kunst und Wissenschaft, ja zur Religion bilden! Um Alles in Eins zu fassen: je göttlicher ein Mensch oder ein Werk des Menschen ist, je ähnlicher werden sie der Pflanze; diese ist unter allen Formen der Natur die sittlichste und die schönste. Und also wäre ja das höchste vollendetste Leben nichts als ein reines Vegetiren.

Ich nahm mir vor, mich zufrieden im Genuß meines Daseins über alle doch endliche, und also verächtliche Zwecke und Vorsätze zu erheben. Die Natur selbst schien mich in diesem Unternehmen zu bestärken, und mich gleichsam in vielstimmigen Chorälen zum ferneren Müssiggang zu ermahnen, als sich plötzlich eine neue Erscheinung offenbarte. Ich glaubte unsichtbarerweise in einem Theater zu sein: auf der einen Seite zeigten sich die bekannten Bretter, Lampen, und bemalten Pappen; auf der andern ein unermäßliches Gedränge von Zu-

schauern, ein wahres Meer von wißbegierigen Köpfen und theilnehmenden Augen. An der rechten Seite des Vorgrundes war statt der Dekoration ein Prometheus abgebildet, der Menschen verfertigte. Er war an einer langen Kette gefesselt, und arbeitete mit der größten Hast und Anstrengung; auch standen einige ungeheure Gesellen daneben, die ihn unaufhörlich antrieben und geißelten. Leim und andre Materialien waren im Ueberfluß da; das Feuer nahm er aus einer großen Kohlenpfanne. Gegenüber zeigte sich auch als stumme Figur der vergötterte Herkules wie er abgebildet wird mit der Hebe auf dem Schooß. Vorn auf der Bühne liefen und sprachen eine Menge jugendlicher Gestalten, die sehr fröhlich waren, und nicht bloß zum Schein lebten. Die jüngsten glichen Amorinen, die mehr erwachsenen den Bildern von Frauen; aber Jeder hatte seine eigne Manier, eine auffallende Originalität des Gesichts und Alle hatten irgend eine Aehnlichkeit von dem Teufel der christlichen Maler oder Dichter;

man hätte sie Sataniskeu nennen mögen. Einer der kleinsten sagte: „Wer nicht verachtet, der kann auch nicht achten; Beides kann man nur unendlich, und der gute Ton besteht darin daß man mit den Menschen spielt. Ist also nicht eine gewisse ästhetische Bosheit ein wesentliches Stück der harmonischen Ausbildung?“ „Nichts ist toller,“ sagte ein Anderer, „als wenn die Moralisten Euch Vorwürfe über den Egoismus machen. Sie haben vollkommen Unrecht, denn welcher Gott kann dem Menschen ehrwürdig sein, der nicht sein eigener Gott ist? Ihr irrt freilich darin, daß Ihr ein Ich zu haben glaubt; aber wenn Ihr indessen Euren Leib und Namen oder Eure Sachen dafür haltet, so wird doch wenigstens ein Logis bereitet, wenn etwa ja noch ein Ich kommen sollte.“ — „Und diesen Prometheus könnt Ihr nur recht in Ehren halten,“ sagte Einer der größten; „er hat Euch Alle gemacht, und macht immer mehre Eures gleichen.“ — In der That warfen auch die Gesellen jeden neuen Menschen,

so wie er fertig war, unter die Zuschauer herab, wo man ihn sogleich gar nicht mehr unterscheiden konnte, so ähnlich waren sie Alle. „Er fehlt nur in der Methode!“ fuhr der Sataniskus fort: „Wie kann man allein Menschen bilden wollen? Das sind gar nicht die rechten Werkzeuge.“ Und dabei winkte er auf eine rohe Figur vom Gott der Gärten, die ganz im Hintergrunde der Bühne zwischen einem Armor und einer sehr schönen unbekleideten Venus stand. „Darin dachte unser Freund Herkules richtiger, der funfzig Mädchen in einer Nacht für das Heil der Menschheit beschäftigen konnte, und zwar heroische. Er hat auch gearbeitet und viel grimmige Unthiere erwürgt, aber das Ziel seiner Laufbahn war doch immer ein edler Müssiggang, und darum ist er auch in den Olymp gekommen. Nicht so dieser Prometheus, der Erfinder der Erziehung und Aufklärung. Von ihm habt Ihr es, daß Ihr nie ruhig sein könnt, und Euch immer so treibt; daher kommt es, daß Ihr, wenn Ihr sonst gar

nichts zu thun habt, auf eine alberne Weise sogar nach Charakter streben müßt, oder Euch Einer den Andern beobachten und ergründen wollt. Ein solches Beginnen ist niederträchtig. Prometheus aber, weil er die Menschen zur Arbeit verführt hat, so muß er nun auch arbeiten, er mag wollen oder nicht. Er wird Langeweile genug haben und nie von seinen Fesseln frei werden.“ Da dies die Zuschauer hörten, brachen sie in Thränen aus, und sprangen auf die Bühne um ihren Vater der lebhaftesten Theilnahme zu versichern; und so verschwand die allegorische Komödie.

Treue und Scherz.

Julius. Du bist doch allein Lucinde? —

Lucinde. Ich weiß nicht ... vielleicht ... ich glaube.

Julius. Bitte, bitte! liebe Lucinde. Weißt Du wohl, wenn die kleine Wilhelmine, bitte, bitte! sagt, und man thut's nicht gleich, so schreit sie immer lauter und ernsthafter, bis ihr Wille geschieht.

Lucinde. Also das hast Du mir sagen wollen, darum stürzest Du so außer Athem ins Zimmer und hast mich so erschreckt?

Julius. Sei nicht böse, süßes Weib! o

laß mich, mein Kind! Du Schöne! mach mir keine Vorwürfe, gutes Mädchen!

Lucinde. Nun wirst Du noch nicht bald sagen: schließ die Thüre zu?

Julius. So? ... Gleich will ich Dir antworten. Nur erst einen recht langen Kuß, und wieder einen, dann noch einige und viele andere mehr.

Lucinde. O, Du mußt mich nicht so küssen wenn ich vernünftig bleiben soll. Das macht böse Gedanken.

Julius. Die verdienst Du. Kannst Du wirklich lachen, meine verdrießliche Dame? Wer hätte das denken sollen! aber ich weiß wohl, Du lachst bloß weil Du mich auslachen kannst. Aus Lust thust Du es nicht. Denn wer sah nur eben so ernsthaft aus wie ein römischer Senator? Recht entzückend hättest Du aussehen können, liebes Kind, mit Deinen heiligen dunkeln Augen, mit Deinen langen schwarzen Haaren im glänzenden Wiederschein der Abendsonne, wenn Du nicht da gesessen hättest,

als säßest Du zu Gericht. Bei Gott! Du hast mich so angeblickt, daß ich ordentlich zurückfuhr. Ich hätte bald das Wichtigste vergessen, und bin ganz in Confusion gerathen. Aber warum sprichst Du denn gar nicht? Bin ich Dir zuwider?

Lucinde. Nun das ist komisch! Du närrischer Julius! wen läßt Du zur Reden kommen? Deine Zärtlichkeit fließt heute ja wie ein Platzregen.

Julius. Wie Dein Gespräch in der Nacht.

Lucinde. O das Halstuch lassen Sie nur, mein Herr.

Julius. Lassen? Nichts weniger als das. Was soll so ein elendes dummes Halstuch? Vorurtheile! Aus der Welt muß es.

Lucinde. Wenn uns nur nicht Jemand stört!

Julius. Sieht sie nicht schon wieder aus, als ob sie weinen wollte! Du bist doch wohl? Warum schlägt Dein Herz so unruhig? Komm laß mich's küssen. Ja Du sagtest vorhin vom

Thüren zuschließen. Gut, aber so nicht, nicht hier. Geschwind herunter durch den Garten, nach dem Pavillon, wo die Blumen stehn. Komm! o laß mich nicht so lange warten.

Lucinde. Wie Sie befehlen mein Herr!

Julius. Ich weiß nicht, Du bist heute so sonderbar.

Lucinde Wenn Du anfängst zu moralisiren, lieber Freund, so könnten wir eben so gut wieder zurückgehen. Lieber gebe ich Dir noch einen Kuß und laufe voran.

Julius. O fliehen Sie nicht so schnell Lucinde, die Moral wird Sie doch nicht einholen. Du wirst fallen, Liebe!

Lucinde. Ich habe Dich nicht länger warten lassen wollen. Nun sind wir ja da. Und Du bist auch eilig.

Julius. Und Du sehr gehorsam. Aber jetzt ist nicht Zeit zu streiten.

Lucinde. Ruhig, ruhig!

Julius. Siehst Du, hier kannst Du weichlich ruhn und wie es recht ist. Nun, wenn

Du diesmal nicht .... so hast Du gar keine Entschuldigung.

Lucinde. Wirst Du nicht wenigstens erst den Vorhang niederlassen?

Julius. Du hast Recht, die Beleuchtung wird so viel reizender. Wie schön glänzt diese weiße Hüfte in dem rothen Schein! .... Warum so kalt, Lucinde?

Lucinde. Lieber, setze die Hyacinten weiter weg, der Geruch betäubt mich.

Julius. Wie fest und selbstständig, wie glatt und fein! Das ist harmonische Ausbildung.

Lucinde. O nein, Julius! laß, ich bitte Dich, ich will nicht.

Julius. Darf ich nicht fühlen, ob Du glühst wie ich? O so laß mich doch die Schläge Deines Herzens lauschen, die Lippen in dem Schnee des Busens kühlen! .... Kannst Du mich wegdrücken? Ich werde mich rächen. Umarme mich fester, Kuß gegen Kuß; nein! nicht mehre, einen ewigen. Nimm meine Seele

ganz und gieb mir Deine! . . . . O schönes herrliches Zugleich! Sind wir nicht Kinder? Sprich doch! wie konntest Du nur erst so gleichgültig und kalt sein, und nachher wie Du mich endlich fester an Dich zögst, machtest Du in demselben Augenblick ein Gesicht, als wenn Dir etwas weh thäte, als ob es Dir leid wäre, daß Du meine Gluth erwidertest. Was ist Dir? Du weinst? Verbirg nicht Dein Gesicht! Sieh mich an, Geliebte!

Lucinde. O laß mich hier an Dir liegen, ich kann Dir nicht in die Augen sehen. Es war recht schlecht von mir, Julius! Kannst Du mir verzeihen, Du liebenswürdiger Mann! Wirst Du mich nicht verlassen? kannst Du mich noch lieben?

Julius. Komm zu mir, mein süßes Weib! hier an meinem Herzen. Weißt Du noch neulich, wie schön es war, wie Du in meinen Armen weintest? wie leicht Dir wurde? Aber sprich nun auch, was ist Dir, Liebe? bist Du böse auf mich?

Lucinde. Auf mich bin ich böse. Ich könnte mich schlagen ... Dir freilich wäre ganz Recht geschehen; und wenn Sie sich künftig wieder einmal ehemännlich betragen, mein Herr! so werde ich schon besser dafür sorgen, daß Sie mich auch wie eine Ehefrau finden sollen. Darauf kannst Du Dich verlassen. Ich muß lachen wie es mich überrascht hat. Aber bilden Sie sich nur nicht ein, mein Herr, daß Du so unmenschlich liebenswürdig bist. Diesmal war es eigner Wille, daß ich meinen Vorsatz brach.

Julius. Der erste und der letzte Wille ist der beste. Dafür daß die Frauen meistens weniger sagen, als sie meinen, thun sie bisweilen mehr als sie wollen. Das ist nicht mehr als billig: der gute Wille verführt Euch. Der gute Wille ist etwas sehr Gutes, aber das ist schlimm an ihm, daß er immer da ist, auch wenn man ihn nicht will.

Lucinde. Das ist ein schöner Fehler. Aber Ihr seid voll von bösem Willen und verstockt Euch darin.

Julius. O nein! wenn wir verstockt scheinen, so ists bloß weil wir nicht anders können und also nicht böse. Wir können nicht, weil wir nicht recht wollen; es ist also nicht böser Wille, sondern Mangel an Willen. Und an wem liegt da wieder die Schuld als an Euch, daß Ihr uns nicht mittheilet von Eurem Ueberfluß, und den guten Willen allein behalten wollt? Uebrigens ists ganz wider Willen geschehen, daß ich hier so in den Willen gerathen bin, und ich weiß selbst nicht was wir damit wollen. Indessen ists immer besser, wenn ich mein Müthchen an einigen Worten kühle, als wenn ich das schöne Porcellan zerschlüge. Bei dieser Gelegenheit habe ich mich doch von meinem ersten Erstaunen über Ihr unerwartetes Pathos, Ihre vortrefliche Rede und Ihren rühmlichen Vorsatz etwas erholen können. In der That ist dies einer der seltsamsten Streiche von denen, die Sie mir die Ehre verschafft haben, kennen zu lernen; und soviel ich mich erinnern kann, haben Sie schon seit einigen Wochen bei

Tage nicht in so gesetzten und vollen Perioden geredet, wie in Ihrer gegenwärtigen Predigt. Ist es Ihnen gefällig, Ihre Meinung in Prosa zu übersetzen?

Lucinde. Hast Du den gestrigen Abend und die interessante Gesellschaft wirklich schon ganz vergessen? Freilich, das wußte ich nicht.

Julius. Also darüber bist Du böse, weil ich zu viel mit Amalien gesprochen habe?

Lucinde. Sprechen Sie doch so viel Sie wollen und mit wem Sie wollen. Aber artig sollst Du mir begegnen, das will ich haben.

Julius. Du sprachst so sehr laut, der Fremde stand gleich daneben, ich war ängstlich und wußte mir nicht anders zu helfen.

Lucinde. Als unartig zu sein, weil Du ungeschickt warst?

Julius. Verzeih mir nur! Ich bekenne mich schuldig, Du weißt wie verlegen ich mit Dir in Gesellschaft bin. Es thut mir leid in Gegenwart der Andern mit Dir zu sprechen.

Lucinde. Wie schön weiß er sich heraus zu reden!

Julius. Laß mir so etwas nie hingehen, und sei recht aufmerksam und strenge. Aber sieh, was Du nun gethan hast! Ist es nicht Entweihung? O nein! es ist nicht möglich, es ist mehr als das. Gesteh mir's nur, es war Eifersucht.

Lucinde. Den ganzen Abend hattest Du mich unfreundlich vergessen. Ich wollte Dir heute früh Alles schreiben, aber ich habe es wieder zerrissen.

Julius. Und da ich eben kam?

Lucinde. Verdroß mich Deine gewaltige Eile.

Julius. Könntest Du mich lieben, wenn ich nicht so brennbar und elektrisch wäre? bist Du es nicht auch? hast Du unsre erste Umarmung vergessen? In einem Augenblick ist die Liebe da, ganz und ewig, oder gar nicht. Alles Göttliche und alles Schöne ist schnell und leicht. Oder sammelt die Freude sich etwa so wie Geld

und andere Materien durch ein consequentes Betragen? Wie eine Musik aus der Luft, überrascht uns das hohe Glück, erscheint und verschwindet.

Lucinde. So bist Du mir erschienen, Du Theurer! Aber willst Du mir verschwinden? Das sollst Du nicht, ich sage es Dir.

Julius. Ich will nicht. Ich will bei Dir bleiben, überhaupt, und auch jetzt. Höre, ich habe große Lust einen langen Discurs über die Eifersucht mit Dir zu halten: aber eigentlich sollten wir erst die beleidigten Götter versöhnen.

Lucinde. Lieber erst den Discurs, und hernach die Götter.

Julius. Du hast Recht, wir sind noch nicht würdig, und Du fühlst es lange nach, wann Du gestört und verstimmt wurdest. Wie schön ist es, daß Du so empfindlich bist!

Lucinde. Ich bin nicht empfindlicher wie Du, nur anders.

Julius. Nun so sage mir: ich bin nicht

eifersüchtig; wie kommts, daß Du eifersüchtig bist?

Lucinde. Bin ich's denn ohne Ursache? Antworten Sie mir!

Julius. Ich weiß ja nicht was Du meinst.

Lucinde. Nun eifersüchtig bin ich eigentlich nicht; aber sage mir, was Ihr den ganzen Abend zusammen gesprochen habt?

Julius. Auf Amalien also? ist das möglich? So eine Kinderei! Von gar nichts habe ich mit ihr gesprochen, und darum war es amüsant. Und habe ich nicht eben so lange mit Antonio gesprochen, den ich doch eine Zeit her fast alle Tage sah?

Lucinde. Ich soll also wohl glauben, Du sprichst mit der koquetten Amalia wie mit dem stillen ernsthaften Antonio? Nicht wahr, es ist nichts wie klare reine Freundschaft?

Julius. O nein, das sollst Du nicht glauben, und mußt es auch nicht glauben; so ist es gar nicht. Wie kannst Du mir eine solche Albernheit zutraun? denn etwas recht albernes

ist es, wenn so zwei Personen von verschiedenem Geschlecht sich ein Verhältniß ausbilden und einbilden, wie reine Freundschaft. Mit Amalien ist es gar nichts, als daß ich sie zum Scherz liebe. Ich möchte sie gar nicht, wenn sie nicht ein wenig koquett wäre. Gäbe es nur mehr solche in unserm Cirkel! eigentlich muß man alle Frauen im Scherze lieben.

Lucinde. Julius! ich glaube, Du wirst ganz närrisch.

Julius. Nun versteh mich wohl; nicht eigentlich Alle, sondern nur Alle, die liebenswürdig sind und die einem eben vorkommen.

Lucinde. Das ist also weiter uichts als was die Franzosen Galanterie und Coquetterie nennen.

Julius. Weiter nichts, außer daß ichs mir schön und witzig denke. Und dann müssen die Menschen wissen, was sie thun und was sie wollen, und das ist selten der Fall. Der feine Scherz verwandelt sich in ihren Händen gleich wieder in groben Ernst.

Lucinde. Dieses im Scherz lieben ist nur gar nicht scherzhaft zuzusehen.

Julius. Daran ist der Scherz unschuldig; das ist nichts wie die fatale Eifersucht. Verzeih mir, Liebe! ich will nicht auffahren, aber ich begreife durchaus nicht wie man eifersüchtig sein kann: denn Beleidigungen finden ja nicht Statt unter Liebenden, so wenig wie Wohlthaten. Also muß es Unsicherheit sein, Mangel an Liebe und Untreue gegen sich selbst. Für mich ist das Glück gewiß und die Liebe Eins mit der Treue. Freilich wie die Menschen so lieben, ist es etwas anders. Da liebt der Mann in der Frau nur die Gattung, die Frau im Mann nur den Grad seiner natürlichen Qualitäten und seiner bürgerlichen Existenz, und Beide in den Kindern nur ihr Machwerk und ihr Eigenthum. Da ist die Treue ein Verdienst und eine Tugend; und da ist auch die Eifersucht an ihrer Stelle. Denn darin fühlen sie ungemein richtig, daß sie stillschweigend glauben, es gäbe ihres Gleichen Viele, und Einer sei als

Mensch ungefähr so viel werth wie der Andere, und Alle zusammen nicht eben sonderlich viel.

Lucinde. Du hältst also die Eifersucht für nichts Anders als leere Rohheit und Unbildung.

Julius. Ja, oder für Mißbildung und Verkehrtheit, was eben so arg oder noch ärger ist. Nach jenem System ist es noch das Beste, wenn man mit Absicht aus bloßer Gefälligkeit und Höflichkeit heirathet? und gewiß muß es für solche Subjekte eben so bequem als unterhaltend sein, im Verhältniß der Wechselverachtung neben einander weg zu leben. Besonders die Frauen können eine ordentliche Passion für die Ehe bekommen; und wenn eine solche erst Geschmack daran findet, so geschieht es leicht, daß sie ein halbes Dutzend nach einander heirathet, geistig oder leiblich; wo es denn nie an Gelegenheit gebricht, mit Abwechselung delicat zu sein und viel von der Freundschaft zu reden.

Lucinde. Du hast schon vorhin so gespro-

chen als hieltest Du uns zur Freundschaft unfähig. Ist das wirklich Deine Meinung?

Julius. Ja! aber die Unfähigkeit, glaube ich, liegt mehr in der Freundschaft als in Euch. Ihr liebt Alles was Ihr liebt ganz, wie den Geliebten und das Kind. Diesen Charakter würde selbst ein schwesterliches Verhältniß bei Euch annehmen.

Lucinde. Darin hast Du Recht.

Julius. Die Freundschaft ist für Euch zu vielseitig und zu einseitig. Sie muß ganz geistig sein und durchaus bestimmte Gränzen haben. Diese Absonderung würde Euer Wesen nur auf eine feinere Art eben so vollkommen zerstören wie bloße Sinnlichkeit ohne Liebe. Für die Gesellschaft aber ist sie zu ernst, zu tief und zu heilig.

Lucinde. Können denn Menschen nicht mit einander reden, ohne danach zu fragen, ob sie Männer oder Frauen sind?

Julius. Das dürfte sehr ernsthaft ausfallen. Aufs Höchste möchte es einen interessan-

ten Klubb geben. Du verstehst was ich meine. Es wäre schon viel, wenn man da frei und witzig reden dürfte, und weder zu wild noch zu steif wäre. Das Feinste und das Beste würde immer fehlen, was überall, wo sich ein bischen gute Gesellschaft zeigt, Geist und Seele davon ist. Und das ist der Scherz mit der Liebe und die Liebe zum Scherz, der ohne den Sinn für jenen zum Spaß herabsinkt. Aus diesem Grunde nehme ich auch die Zweideutigkeiten in Schutz.

Lucinde. Thust Du das im Scherz oder zum Spaß?

Julius. Nein, nein! ich thue es im vollen Ernst.

Lucinde. Aber doch nicht so ernsthaft und so feierlich wie Paulline und ihr Liebhaber?

Julius. Gott behüte! ich glaube, die ließen die Betglocken anziehen, wenn sie sich umarmen, falls es nur schicklich wäre. O! es ist wahr, meine Freundin, der Mensch ist von Natur eine ernsthafte Bestie. Man muß diesem schädlichen und leidigen Hange aus allen Kräf=

ten und von allen Seiten entgegenarbeiten. Dazu sind die Zweideutigkeiten auch gut, nur sind sie so selten zweideutig, und wenn sie es nicht sind und nur einen Sinn zulassen, das ist eben nicht unsittlich, aber zudringlich und platt. Leichtfertige Gespräche müssen geistig und zierlich und bescheiden sein, so viel als möglich; übrigens aber ruchlos genug.

Lucinde. Das ist gut, aber was sollen sie grade in der Gesellschaft?

Julius. Sie sollen das Gespräch frisch erhalten wie das Salz an den Speisen. Es frägt sich gar nicht, warum man sie sagen soll, sondern nur wie man sie sagen soll. Denn lassen kann und darf man's doch nicht. Es wäre ja grob mit einem reizenden Mädchen so zu reden, als ob sie ein geschlechtsloses Amphibion wäre. Es ist Pflicht und Schuldigkeit immer auf das anzuspielen, was sie ist und sein wird; und so unzart, steif und schuldig, wie die Gesellschaft einmal besteht, ist es wirklich eine komische Situation, ein unschuldiges Mädchen zu sein.

Lucinde: Das erinnert mich an den berühmten Buffo, der selbst oft sehr traurig war, während er Alle zu lachen machte.

Julius. Die Gesellschaft ist ein Chaos, das nur durch Witz zu bilden und in Harmonie zu bringen ist; und wenn man nicht scherzt und tändelt mit den Elementen der Leidenschaft, so ballt sie sich in dicke Massen und verfinstert Alles.

Lucinde. So mögen hier wohl Leidenschaften in der Luft sein: denn es ist beinah finster.

Julius. Gewiß haben Sie Ihre Augen zugeschlossen, Dame meines Herzens! Sonst würde eine allgemeine Klarheit unfehlbar das Zimmer durchstrahlen.

Lucinde. Wer ist wohl leidenschaftlicher, Julius! ich oder Du?

Julius. Wir sind's Beide genug. Ohne das möchte ich nicht leben. Und sieh! darum könnte ich mich mit der Eifersucht aussöhnen. Es ist Alles in der Liebe: Freundschaft, schöner Umgang, Sinnlichkeit und auch Leidenschaft;

und es muß Alles darin sein, und Eins das Andere verstärken und lindern, beleben und erhöhen.

Lucinde. Laß Dich umarmen, Du Treuer!

Julius. Aber nur unter einer Bedingung kann ich Dir die Eifersucht erlauben. Ich habe oft gefühlt, daß eine kleine Dosis von gebildetem, verfeinertem Zorn einen Mann nicht übel kleidet. Vielleicht ist's Dir so mit der Eifersucht.

Lucinde. Getroffen! und also brauche ich sie nicht ganz abzuschwören.

Julius. Wenn sie sich nur immer so schön und so witzig äußerte wie heute bei Dir!

Lucinde. Findest Du das? Nun wenn Du das Nächstemal schön und witzig auffährst, werde ich Dirs auch sagen und Dich loben.

Julius. Sind wir nun nicht würdig, die beleidigten Götter zu versöhnen?

Lucinde. Ja, wenn Dein Discurs ganz zu Ende ist, sonst sage noch das Uebrige. —

Lehrjahre der Männlichkeit.

Pharao zu spielen mit dem Anscheine der heftigsten Leidenschaft und doch zerstreut und abwesend zu sein; in einem Augenblicke von Hitze alles zu wagen und sobald es verloren war, sich gleichgültig wegzuwenden: das war nur eine von den schlimmen Gewohnheiten, unter denen Julius seine wilde Jugend verstürmte. Diese eine ist genug, den Geist eines Lebens zu schildern, welches in der Fülle der empörten Kräfte selbst den unvermeidlichen Keim eines frühen Verderbens enthielt. Eine Liebe ohne Gegenstand brannte in ihm und zerrüttete

sein Inneres. Bei dem geringsten Anlaß brachen die Flammen der Leidenschaft aus; aber bald schien diese aus Stolz oder aus Eigensinn ihren Gegenstand selbst zu verschmähen, und wandte sich mit verdoppeltem Grimme zurück in sich und auf ihn, um da am Mark des Herzens zu zehren. Sein Geist war in einer beständigen Gährung; er erwartete in jedem Augenblick, es müsse ihm etwas Außerordentliches begegnen. Nichts würde ihn befremdet haben am wenigsten sein eigner Untergang. Ohne Geschäft und ohne Zweck trieb er sich umher unter den Dingen und unter den Menschen wie Einer, der mit Angst etwas sucht, woran sein ganzes Glück hängt. Alles konnte ihn reizen, nichts mochte ihm genügen. Daher kam es, daß ihm eine Ausschweifung nur so lange interessant war, bis er sie versucht hatte nnd näher kannte. Keine Art derselben konnte ihm ausschließend zur Gewohnheit werden: denn er hatte eben so viel Verachtung als Leichtsinn. Er konnte mit Besonnenheit schwelgen und sich

in den Genuß gleichsam vertiefen. Aber weder hier noch in den mancherlei Liebhabereien und Studien, auf die sich oft sein jugendlicher Enthusiasmus mit einer gefräßigen Wißbegier warf, fand er das hohe Glück, das sein Herz mit Ungestüm forderte. Spuren davon zeigten sich überall, täuschten und erbitterten seine Heftigkeit. Am meisten Reiz hatte der Umgang aller Art für ihn und so oft er auch sogar ihrer überdrüssig ward, waren es doch die gesellschaftlichen Zerstreuungen, zu denen er endlich immer wieder zurückkehrte. Die Frauen kannte er eigentlich gar nicht, ungeachtet er schon früh gewohnt war, mit ihnen zu sein. Sie erschienen ihm wunderbar fremd, oft ganz unbegreiflich nnd kaum wie Wesen seiner Gattung. Junge Männer aber, die ihm einigermaßen glichen, umfaßte er mit heißer Liebe und mit einer wahren Wuth von Freundschaft. Doch war das allein für ihn noch nicht das Rechte. Es war ihm, als wolle er eine Welt umarmen und könne nichts greifen. Und so verwilderte er denn im-

mer mehr und mehr aus unbefriedigter Sehnsucht, ward sinnlich aus Verzweiflung am Geistigen, beginnt unkluge Handlungen aus Trotz gegen das Schicksal und war wirklich mit einer Art von Treuherzigkeit unsittlich. Er sah wohl den Grund vor sich, aber er hielt es nicht der Mühe werth, seinen Lauf zu mäßigen. Er wollte lieber gleich einem wilden Jäger den jähen Abhang rasch und muthig durchs Leben herunterstürmen, als sich mit Vorsicht langsam quälen.

Bei diesem Charakter mußte er oft in der geselligsten und fröhlichsten Gesellschaft einsam sein, und er fand sich eigentlich am wenigsten allein, wenn Niemand bei ihm war. Dann berauschte er sich in Bildern der Hoffnung und Erinnerung und ließ sich absichtlich von seiner eignen Phantasie verführen. Jeder seiner Wünsche stieg mit unermeßlicher Schnelligkeit und fast ohne Zwischenraum von der ersten leisen Regung zur gränzenlosen Leidenschaft. Alle seine Gedanken nahmen sichtbare Gestalt und Bewe-

gung an und wirkten in ihm und wider einander mit der sinnlichsten Klarheit und Gewalt. Sein Geist strebte nicht die Zügel der Selbstherrschaft fest zu halten, sondern warf sie freiwillig weg, um sich mit Lust und mit Uebermuth in dies Chaos von innerm Leben zu stürzen. Er hatte weniges erlebt und war doch voll von Erinnerungen, auch aus früher Jugend: denn ein sonderbarer Augenblick von leidenschaftlicher Stimmung, ein Gespräch, ein Geschwätz aus der Tiefe des Herzens blieb ihm ewig theuer und deutlich, und noch nach Jahren wußte er's genau, als wäre es gegenwärtig. Aber Alles was er liebte und mit Liebe dachte, war abgerissen und einzeln. Sein ganzes Dasein war in seiner Phantasie eine Masse von Bruchstükken ohne Zusammenhang; jedes für sich Eins und Alles, und das andere was in der Wirklichkeit daneben stand und damit verbunden war, für ihn gleichgültig und so gut wie gar nicht vorhanden.

Noch war er nicht ganz verdorben als im

Schooß der einsamen Wünsche ein heiliges Bild der Unschuld in seine Seele blitzte. Ein Strahl von Verlangen und Erinnerung traf und entzündete sie und dieser gefährliche Traum war entscheidend für sein ganzes Leben.

Er gedachte an ein edles Mädchen, mit dem er in ruhigen glücklichen Zeiten der frischen Jugend aus reiner kindlicher Zuneigung freundlich und fröhlich getändelt hatte. Da er der Erste war, welcher sie durch sein Interesse an ihr reizte, so wandte auch das liebliche Kind ihre junge Seele nach ihm hin, wie sich die Blume zum Licht der Sonne neigt. Daß sie kaum reif und noch an der Gränze der Kindheit war, reizte sein Verlangen nur um so unwiderstehlicher. Sie zu besitzen, schien ihm das höchste Gut; er war entschlossen Alles zu wagen und glaubte nicht ohne das leben zu können. Dabei verabscheute er die entfernteste Erinnerung bürgerlicher Verhältnisse, wie jede Art von Zwang.

Er eilte zurück in ihre Nähe und fand sie

ausgebildeter, aber noch eben so edel und eigen, so sinnig und stolz wie ehedem. Was ihn noch mehr reizte als ihre Liebeswürdigkeit, waren die Spuren von tiefem Gefühl. Sie schien nur fröhlich und leichtfertig durchs Leben zu schwärmen wie über eine blumenreiche Ebne, und verrieth doch seinem aufmerksamen Auge die entschiedenste Anlage zu einer grenzenlosen Leidenschaftlichkeit. Ihre Neigung, ihre Unschuld und ihr verschwiegenes und verschlossenes Wesen boten ihm leicht Mittel dar, sie allein zu sehen, und die Gefahr, die damit verbunden war, erhöhte den Reiz des Unternehmens. Aber mit Verdruß mußte er sich's gestehen, daß er seinem Ziele nicht näher kam und schalt sich zu ungeschickt, ein Kind zu verführen. Willig überließ sie sich einigen Liebkosungen und erwiderte sie mit schüchterner Lüsternheit. Sobald er aber diese Grenzen zu überschreiten versuchte, widersetzte sie sich, ohne beleidigt zu scheinen, mit unerbittlichem Eigensinn; vielleicht mehr aus Glauben an ein fremdes Gebot als aus eignem

Gefühl von dem, was allenfalls erlaubt sei und von dem, was durchaus nicht.

Indessen wurde er nicht müde zu hoffen und zu beobachten. Einst überraschte er sie, als sie es am wenigsten erwartete. Sie war schon lange allein gewesen und mochte sich ihrer Phantasie und einer unbestimmten Sehnsucht mehr als gewöhnlich überlassen haben. Da er dies gewahr ward, wollte er den Augenblick, der vielleicht nie wieder käme, nicht verscherzen und gerieth durch die plötzliche Hoffnung selbst in einen Taumel von Begeisterung. Ein Strom von Bitten, von Schmeicheleien und von Sophismen flog von seinen Lippen. Er bedeckte sie mit Liebkosungen und er gerieth außer sich vor Entzücken, da das liebenswürdige Köpfchen endlich an seine Brust sank, wie sich die zu volle Blume an ihrem Stengel senket. Ohne Zurückhaltung schmiegte sich die schlanke Gestalt um ihn, die seidnen Locken der goldnen Haare flossen über seine Hand, mit zärtlicher Sehnsucht öffnete sich die Knospe des schönen

Mundes, und aus den frommen dunkelblauen Augen strahlte und schmachtete ein ungewohntes Feuer. Sie setzte den kühnsten Liebkosungen nur noch schwachen Widerstand entgegen. Bald hörte auch dieser auf, sie ließ plötzlich ihre Arme sinken, und Alles war ihm hingegeben, der zarte jungfräuliche Leib und die Früchte des jungen Busens. Aber in demselben Augenblick brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und die bitterste Verzweiflung entstellte ihr Gesicht. Julius erschrack heftig; nicht sowohl über die Thränen, aber er kam nun mit einem Male zur vollen Besinnung. Er dachte an Alles was vorhergegangen war, und was nun folgen würde; an das Opfer vor ihm und an das arme Schicksal der Menschen. Da überlief ihn ein kalter Schauder, ein leiser Seufzer stahl sich aus tiefer Brust über seine Lippen. Er verschmähte sich selbst von der Höhe seines eignen Gefühls, und vergaß die Gegenwart und seine Absicht in Gedanken von allgemeiner Sympathie.

Der Augenblick war versäumt. Er suchte nur das gute Kind zu trösten und zu besänftigen, und eilte mit Abscheu von dem Orte hinweg, wo er den Blüthenkranz der Unschuld muthwillig hatte zerreißen wollen. Er wußte wohl, daß mancher seiner Freunde, der noch weniger an weibliche Tugend glaubte wie er, sein Benehmen ungeschickt und lächerlich finden würde. Er war beinah selbst dieser Meinung, da er wieder mit Kälte zu überlegen anfing. Indessen hielt er seine Dummheit doch für ausgezeichnet und interessant. Er glaubte, es sei nothwendig, daß edle Naturen in gemeinen Verhältnissen und in den Augen der Menge einfältig oder rasend erscheinen müßten. Da bei dem nächsten Wiedersehn, wie er schlau bemerkte oder sich einbildete, das Mädchen eher unzufrieden schien, daß es nicht ganz verführt sei, bestätigte er sich in seinem Mißtrauen und gerieth in eine große Erbitterung. Es wandelte ihn beinah eine Art von Verachtung an, zu der er doch so wenig berechtigt war. Er

floh, zog sich wieder in die alte Einsamkeit zurück und verzehrte sich in seiner eignen Sehnsucht.

So lebte er von Neuem eine Zeit auf die alte Weise in einem Wechsel von Schwermuth und Ausgelassenheit. Der einzige Freund, der Kraft und Ernst genug hatte, ihn trösten und beschäftigen zu können und auf dem Wege zum Verderben einzuhalten, war weit entfernt, und seine Sehnsucht also auch von dieser Seite unbefriedigt. Heftig streckte er einst die Arme nach ihm aus, als müsse er nun endlich da sein, und trostlos ließ er sie wieder sinken, nachdem er lange vergeblich gewartet. Er vergoß keine Thräne, aber sein Geist fiel in eine Agonie von hoffnungsloser Wehmuth, aus der er sich nur zu neuen Thorheiten ermannte.

Er freute sich laut, da er im Glanz der prachtvollen Morgensonne auf die Stadt zurücksah, die er schon als Kind geliebt und wo er nur noch eben so ganz lebte, und die er nun auf immer zu verlassen hoffte. Er athmete schon

das frische Leben der neuen Heimath, die ihn in der Fremde erwarten sollte, und deren Bilder er schon mit Heftigkeit liebte.

Er fand bald einen andern reizenden Wohnort, wo ihn zwar nichts fesselte, aber doch Vieles anzog. Alle seine Kräfte und Neigungen wurden rege durch die neuen Gegenstände; ohne Zweck und Maaß in seinem Innern, nahm er Theil an allem Aeußern, was nur irgend merkwürdig war, und ließ sich überall ein.

Da er auch in diesem Geräusch bald Leerheit und Ueberdruß empfand, so kehrte er oft zurück zu seinen einsamen Träumen und wiederholte das alte Gewebe seiner unbefriedigten Wünsche. Eine Thräne entfiel ihm über sich selbst, da er einst im Spiegel sah, wie trübe und stechend das Feuer der unterdrückten Liebe aus seinem dunkeln Auge brannte und wie sich unter der wilden schwarzen Locke leise Furchen in die kämpfende Stirn gruben, und wie die Wange so bleich war. Er seufzte über seine ungenutzte Jugend; sein Geist empörte sich und

und wählte unter den schönen Frauen seiner Bekanntschaft die, welche am freiesten lebte und am meisten in der guten Gesellschaft glänzte. Er nahm sich vor, nach ihrer Liebe zu streben und er erlaubte seinem Herzen, sich ganz zu überfüllen mit diesem Gegenstande. Was so wild und willkührlich begonnen wurde, konnte nicht gesund endigen, und die Dame, welche eben so eitel als schön war, mußte es sonderbar und mehr als sonderbar finden, wie Julius sie mit der ernsthaftesten Aufmerksamkeit förmlich zu umgeben und zu belagern anfing und dabei bald so dreist und zuversichtlich war wie ein alter Besitzer, bald so schüchtern und fremd wie ein völlig Unbekannter. Da er sich so seltsam zeigte, hätte er bei weitem reicher sein müssen, als er war, um solche Ansprüche haben zu dürfen. Sie hatte ein leichtes, munteres Wesen und ihm schien sie artig zu reden. Aber was er an der Geliebten für göttlichen Leichtsinn nahm, war nichts als ein gedankenloses Schwärmen ohne eigentliche Freude und Fröh-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

lichkeit, und auch ohne Geist, ausgenommen so viel Verstand und Schlauigkeit, als es braucht, um Alles absichtlich und zwecklos zu verwirren, die Männer zu locken und zu lenken und sich selbst in Schmeicheleien zu beranschen. Zu seinem Unglücke erhielt er einige Zeichen von Gunst; von der Art, welche die Geberin nicht binden, weil sie sich nie dazu bekennen darf und welche den gefangenen Neuling durch den Zauber der Heimlichkeit noch unauflöslicher fesseln. Ihn konnte schon ein verstohlner Blick und Händedruck ganz bezaubern, oder ein Wort, was vor Allen gesagt in seiner eigentlichen Beziehung und Anspielung nur ihm verständlich war, wenn die einfache und wohlfeile Gabe nur durch den Schein einer eignen sonderbaren Bedeutsamkeit gewürzt wurde. Sie gab ihm, wie er glaubte, ein noch deutlicheres Zeichen und es beleidigte ihn tief, daß sie ihn so wenig verstehe, daß sie ihm so sehr zuvorkomme. Er war nicht wenig stolz darauf, daß ihn das beleidigte und doch reizte es ihn unwiderstehlich, wenn er dachte,

er dürfe nur schnell sein und die günstige Gelegenheit ergreifen, um ohne Hinderniß ans Ziel zu gelangen. Er wachte sich schon bittere Vorwürfe über seine Langsamkeit, als er plötzlich Verdacht schöpfte, ihr Zuvorkommen sei nur Täuschung, sie meine es auch mit ihm nicht ehrlich; und da ein Freund ihn vollends aufklärte, konnte ihm kein Zweifel bleiben. Er sah, daß man ihn lächerlich finde und mußte sich gestehn, daß es ganz in der Ordnung sei. Darüber gerieth er etwas in Wuth und hätte leicht Unheil begonnen, wenn er diese leeren Menschen, ihre kleinen Verhältnisse und Mißverhältnisse und das ganze Spiel geheimer Absichten und Rücksichten nicht genau beobachtet und also gründlich verachtet hätte. Auch wurde er wieder ungewiß und da sein Argwohn nun keine Gränzen mehr kannte, so war er gegen sein eigenes Mißtrauen mißtrauisch. Bald sah er den Grund des Uebels nur in seinem Eigensinne und übertriebenem Zartgefühl und faßte dann neue Hoffnung und neues Zutrauen; bald sah er in allem

Unglück, was ihn in der That absichtlich zu verfolgen schien, nur das künstliche Werk ihrer Rache. Alles schwankte, nur das ward ihm immer klarer und fester, daß vollendete Narrheit und Dummheit im Großen das eigentliche Vorrecht der Männer sei, muthwillige Bosheit hingegen mit naiver Kälte und lachender Gefühllosigkeit eine angebohrne Kunst der Frauen. Das war Alles, was er lernte durch sein angestrengtes Leben nach Menschenkenntniß. Im Einzelnen verfehlte er immer auf eine scharfsinnige Art das Rechte, weil er überall künstliche Absichten voraussetzte und tiefen Zusammenhang und gar keinen Sinn hatte für das Unbedeutende. Dabei wuchs seine Leidenschaft zum Spiel, dessen zufällige Verwickelungen, Sonderbarkeiten und Glücksfälle ihn auf eben die Art interessirten, wie wenn er in höhern Verhältnissen mit seinen Leidenschaften und ihren Gegenständen aus reiner Willkühr ein hohes Spiel wagte oder zu wagen glaubte.

So verwirrte er sich immer tiefer in die

Intriguen einer schlechten Gesellschaft und was ihm noch übrig blieb von Zeit und Kraft in dem Wirbel der Zerstreuungen, wandte er auf ein Mädchen, die er so sehr als möglich allein zu besitzen strebte, obgleich er sie unter denen gefunden hatte, die beinah öffentlich sind. Was sie ihm so interessant machte, war nicht allein das weshalb sie allgemein gesucht und gleichsam berühmt war, ihre seltne Gewandtheit und unerschöpfliche Mannichfaltigkeit in allen verführerischen Künsten der Sinnlichkeit. Ihr naiver Witz überraschte ihn mehr und reizte ihn am meisten, wie die hellen Funken von rohem tüchtigem Verstand, vorzüglich aber ihre entschiedne Manier und ihr consequentes Betragen. Mitten im Stande der äußersten Verderbtheit zeigte sich eine Art von Charakter; sie war voll von Eigenheiten und ihr Egoismus nicht im gemeinen Styl. Nächst der Unabhängigkeit liebte sie nichts so unmäßig wie das Geld, aber sie wußte es zu gebrauchen. Dabei war sie billig gegen Jeden, der nicht sehr reich war und

selbst gegen die Andern treuherzig in ihrer Habsucht und ohne Ränke. Sie schien ganz sorgenlos nur in der Gegenwart zu leben und war doch immer auf die Zukunft bedacht. Sie sparte im Kleinen um nach ihrer Art im Großen zu verschwenden und im Ueberflüssigen das Beste zu haben. Ihr Boudoir war einfach und ohne alle gewöhnlichen Meublen, nur von allen Seiten große, kostbare Spiegel und wo noch Raum übrig blieb, einige gute Copien von den wollüstigsten Gemälden des Correggio und Tizian, desgleichen einige schöne Originale von frischen, vollen Blumen- und Fruchtstücken; statt der Lambris die lebendigsten und fröhlichsten Darstellungen in Basrelief aus Gips nach der Antike; statt der Stühle ächte orientalische Teppiche und einige Gruppen aus Marmor in halber Lebensgröße: ein gieriger Faun, der eine Nymphe, die im Fliehen schon gefallen ist, eben völlig überwinden wird; eine Venus, die mit aufgehobenem Gewande lächelnd über den wollüstigen Rücken auf die Hüften schaut, und An-

dere ähnliche Darstellungen. Hier saß sie oft auf türkische Sitte Tage lang allein und die Hände müssig im Schooß, denn sie verabscheute alle weiblichen Arbeiten. Sie erfrischte sich nur von Zeit zu Zeit mit Wohlgerüchen und ließ sich dabei von ihrem Jockey, einem bildschönen Knaben, den sie sich in seinem vierzehnten Jahre eigends verführt hatte, Geschichten, Reisebeschreibungen und Mährchen vorlesen. Sie gab wenig darauf Acht, außer wenn etwas Lächerliches vorkam, oder eine allgemeine Bemerkung, die sie auch wahr fand. Denn sie achtete nichts und hatte Sinn für nichts als für Realität und fand alle Poesie lächerlich. Sie war einmal Schauspielerin gewesen, aber nur kurze Zeit, und sie machte sich gern lustig über ihr Ungeschick dazu und über die Langeweile, die sie dabei ausgestanden. Es war eine von ihren vielen Eigenheiten, daß sie bei solchen Gelegenheiten in der dritten Person von sich sprach. Auch wenn sie erzählte, nannte sie sich nur Lisette, und sagte oft, wenn sie schreiben könnte,

wollte sie ihre eigene Geschichte schreiben, aber so als ob es ein Anderer wäre. Für Musik hatte sie gar kein Gefühl, für die bildenden Künste aber so viel daß Julius oft mit ihr über seine Arbeiten und Ideen sprach, und die Skizzen für die Besten hielt, die er unter ihren Augen und bei ihrem Gespräch entworfen hat. Doch schätzte sie an Statuen und Zeichnungen nur die lebendige Kraft, und an Gemälden nur den Zauber der Farben, die Wahrheit des Fleisches und allenfalls die Täuschung des Lichtes. Sprach ihr Jemand von Regeln, vom Ideal und von der sogenannten Zeichnung, so lachte sie oder hörte nicht zu. Selbst etwas zu versuchen, so viele bereitwillige Lehrer sich auch anboten, war sie viel zu träge und verwöhnt und befand sich zu wohl bei ihrer Lebensart. Auch traute sie allen Schmeicheleien nicht und blieb fest überzeugt sie würde es mit aller Noth und Arbeit in der Kunst zu nichts Ordentlichem bringen. Lobte man ihren Geschmack und ihr Zimmer, in welches sie nur selten auserwählte

Lieblinge führte, so rühmte sie dagegen auf eine komische Weise zuerst das gute alte Schicksal, die schlaue Lisette und dann die Engländer und Holländer als die besten Nationen unter Allen, die sie kenne; weil die volle Casse einiger Neulinge von dieser Sorte zuerst einen guten Grund zu ihrer reichlichen Einrichtung gelegt hatte. Ueberhaupt freute sie sich sehr damit, wenn sie Jemanden, der dumm war, übervortheilt hatte: aber sie that es auf eine drollige, fast kindische Art, mit Witz und mehr aus Uebermuth als aus Rohheit. Ihre ganze Klugheit wandte sie darauf, sich der Zudringlichkeiten und Unart der Männer zu erwehren, und es gelang ihr so sehr, daß die rohen wüsten Menschen mit einer innigen Achtung von ihr sprachen, die dem, welcher sie nicht kannte und nur von ihrem Gewerbe wußte, sehr komisch dünkte. Das war es auch, was den neugierigen Julius zuerst reizte, eine so sonderbare Bekanntschaft zu suchen und er fand bald noch mehr Ursach zu erstaunen. Bei den gewöhnlichen Männern litt

und that sie, was sie schuldig zu sein glaubte; genau, mit Geschicklichkeit und Kunstsinn, aber ganz kalt. Gefiel ihr ein Mann, führte sie ihn gar in ihr heiliges Cabinet; so schien sie eine ganz neue Person zu werden. Sie gerieth dann in eine schöne bacchantische Wuth; wild, ausschweifend und unersättlich vergaß sie beinah der Kunst und verfiel in eine hinreißende Anbetung der Männlichkeit. Darum liebte sie Julius, und auch weil sie ihm so ganz ergeben schien, ungeachtet sie davon nicht viele Worte machte. Sie merkte bald, ob Jemand Verstand habe, und wo sie den zu finden glaubte, ward sie offen und herzlich, und ließ sich dann gern von ihrem Freunde erzählen, was er von der Welt wußte. Mancher hatte sie belehrt, Keiner aber hatte ihr innerstes Wesen so verstanden, so fein geschont und ihren eigentlichen Werth so geachtet wie Julius. Darum hing sie auch mehr an ihm als sich sagen läßt. Sie erinnerte sich vielleicht zum ersten Mal mit Rührung an ihre erste Jugend und Unschuld und gefiel sich nicht

in der Umgebung, mit der sie sonst ganz zufrieden war. Julius fühlte das und freute sich damit, aber er konnte nie über die Geringschätzung Herr werden, die ihm ihr Stand und ihr Verderben einflößte, und sein unauslöschliches Mistrauen schien ihm hier gerecht zu sein. Wie entrüstet war er daher, als sie ihm einst unerwarteter Weise die Ehre der Vaterschaft ankündigte. Und er wußte es doch, daß sie trotz ihres Versprechens noch vor kurzem Besuche von einem Andern angenommen hatte. Das Versprechen konnte sie ihm nicht abschlagen. Sie selbst hätte es wahrscheinlich gern gehalten, aber sie brauchte mehr als er geben konnte; sie wußte nur eine Art, Geld zu erwerben, und aus einer Delikatesse, die sie einzig für ihn hatte, nahm sie nur das Wenigste von dem, was er geben wollte. Alles das bedachte der aufgebrachte Jüngling nicht, er hielt sich für betrogen, er sagte es ihr mit harten Worten und verließ sie in dem leidenschaftlichsten Zustande, wie er glaubte, auf immer. Nicht

lange nachher suchte ihn der Knabe mit Thränen und Klagen und ließ nicht ab, bis er mit ihm ging. Er fand sie fast entkleidet in dem schon dunkeln Cabinet, er sank in die geliebten Arme, mit denen sie ihn so heftig an sich riß wie sonst, aber sie sanken sogleich an ihm nieder. Er hörte einen tiefen stöhnenden Seufzer, es war der letzte; und da er sich ansah, war er mit Blut bedeckt. Voll Entsetzen sprang er auf und wollte fliehen. Er verweilte nur, um eine große Locke zu ergreifen, die neben dem gefärbten Messer auf dem Boden lag. Sie hatte dieselbe in einem Anfalle von begeisterter Verzweiflung kurz zuvor, ehe sie sich die vielen Wunden gab, von denen die meisten tödtlich waren, abgeschnitten. Wahrscheinlich mit dem Gedanken, sich dadurch dem Tode und dem Verderben als Opfer zu weihen. Denn nach der Aussage des Knaben sprach sie dabei mit lauter Stimme die Worte: „Lisette soll zu Grunde gehn, zu Grunde jetzt gleich: so will es das Schicksal, das eiserne.“

Der Eindruck, den diese überraschende Tragödie auf den reizbaren Jüngling machte, war unauslöschlich, und brannte durch seine eigene Kraft immer tiefer. Die erste Folge von Lisettens Ruin war, daß er ihr Andenken mit schwärmerischer Achtung vergötterte. Er verglich ihre hohe Energie mit den nichtswürdigen Intriguen der Dame, die ihn verstrickt hatte, und sein Gefühl mußte laut entscheiden, daß jene sittlicher und weiblicher sei: denn diese Coquette gab nie eine kleine oder große Gunst ohne Nebenabsicht; und doch ward sie von aller Welt geachtet und bewundert, wie so viele Andere, die ihr gleichen. Darüber widersetzte sich sein Verstand mit Heftigkeit allen falschen und allen wahren Meinungen, die man über die weibliche Tugend hat. Es ward Grundsatz bei ihm, die gesellschaftlichen Vorurtheile, welche er bisher nur vernachlässigte, nun ausdrücklich zu verachten. Er gedachte an die zarte Louise, die beinah ein Raub seiner Verführung geworden wäre und er erschrack. Denn auch Lisette war

von guter Familie, früh gefallen, entführt und in der Fremde verlassen, zu stolz gewesen umzukehren, und durch die erste Erfahrung so belehrt wie Andere nicht durch die letzte. Mit schmerzlichem Vergnügen sammelte er manchen interessanten Zug von ihrer frühen Jugend. Sie war damals mehr schwermüthig als leichtsinnig, aber in der Tiefe ganz Flamme und schon als kleines Mädchen traf man sie bei Gemälden von nackten Gestalten oder bei andern Gelegenheiten in sonderbaren Aeußerungen der heftigsten Sinnlichkeit.

Diese Ausnahme von dem, was Julius für gewöhnlich hielt beim weiblichen Geschlecht, war zu einzig und die Umgebung, in der er sie fand, zu unrein, als daß er dadurch zu einer wahren Ansicht hätte gelangen können. Vielmehr trieb ihn sein Gefühl, sich fast ganz von den Frauen und von den Gesellschaften, wo sie den Ton angeben, zurück zu ziehen. Er fürchtete seine Leidenschaftlichkeit und warf seinen ganzen Sinn auf die Freundschaft mit Jünglingen, die wie

er der Begeisterung fähig waren. Diesen ergab er sein Herz, nur sie waren für ihn wahrhaft wirklich, die übrige Menge gemeiner Schattenwesen freute er sich zu verachten. Mit Leidenschaft und mit Spitzfindigkeit stritt er innerlich und grübelte über seine Freunde, über ihre verschiedenen Vorzüge und Verhältnisse zu ihm. Er erhitzte sich in seinen eigenen Gedanken und Gesprächen und war berauscht von Stolz und Männlichkeit. Auch glühten sie Alle von edler Liebe, unentwickelt schlummerte hier manche große Kraft, und sie sagten nicht selten in rohen aber treffenden Worten erhabene Dinge über die Wunder der Kunst, über den Werth des Lebens und über das Wesen der Tugend und Selbstständigkeit. Vorzüglich aber über die Göttlichkeit der männlichen Freundschaft, die Julius zum eigentlichen Geschäft seines Lebens zu machen gesonnen war. Er hatte viele Verbindungen, und war unersättlich immer neue zu knüpfen. Jeden Mann, der ihm interessant erschien, suchte er, und ruhte nicht, bis er ihn

gewonnen und die Zurückhaltung des Andern durch seine jugendliche Zudringlichkeit und Zuversicht besiegt hatte. Es läßt sich denken, daß er, der sich eigentlich Alles erlaubt hielt und sich selbst über das Lächerliche wegsetzen konnte, eine andere Schicklichkeit im Sinne und vor Augen hatte als die, welche allgemein gilt.

In dem Gefühl und Umgang des einen Freundes fand er mehr als weibliche Schonung und Zartheit bei erhabenem Verstande und fest gebildetem Charakter. Ein Zweiter brannte mit ihm in edlem Unwillen über das schlechte Zeitalter und wollte etwas Großes wirken. Der liebenswürdige Geist des dritten war noch ein Chaos von Andeutungen: aber es hatte zarten Sinn für Alles und ahnete die Welt. Den Einen verehrte er als seinen Meister in der Kunst würdig zu leben. Den Andern dachte er als seinen Jünger und wollte sich nur vor der Hand zur Theilnahme an seinen Ausschweifungen herablassen, um ihn ganz zu kennen und zu gewinnen, und dann seine große Anlage zu

retten, die so nah am Abgrunde wandelte wie seine eigene.

Es waren große Gegenstände, nach denen sie mit Ernst strebten. Indessen blieb es bei hohen Worten und vortrefflichen Wünschen. Julius kam nicht weiter und ward nicht klarer, er handelte nicht und er bildete nichts. Ja er vernachlässigte seine Kunst fast nie mehr, als da er sich und seine Freunde mit Projecten überströmte von allen Werken, die er vollbringen wollte, und die ihm im Augenblick der ersten Begeisterung schon fertig schienen. Die wenigen Anwandlungeu, von Nüchternheit, die ihm noch übrig blieben, erstickte er in Musik, die für ihn ein gefährlicher, bodenloser Abgrund von Sehnsucht und Wehmuth war, in den er sich gern und willig versinken sah.

Diese innere Gährung hätte heilsam sein können, und aus der Verzweiflung wäre endlich Ruhe und Festigkeit hervorgegangen, und er wäre klar geworden über sich selbst. Aber die Wuth der Unbefriedigung zerstückte seine

Erinnerung, er hatte nie weniger eine Ansicht vom Ganzen seines Ich. Er lebte nur in der Gegenwart, an der er mit durstigen Lippen hing, und vertiefte sich ohne Ende in jeden unendlich kleinen und doch unergründlichen Theil der ungeheuren Zeit, als müsse es nun in diesem endlich zu finden sein, was er schon lange suche. Diese Wuth der Unbefriedigung mußte ihn bald mit seinen Freunden selbst verstimmen und entzweien, von denen die meisten bei den herrlichsten Anlagen eben so unthätig und mit sich uneins waren wie er. Dieser schien ihn nicht zu verstehen, Jener bewunderte nur seinen Geist, äußerte aber Mißtrauen gegen sein Herz und that ihm wirklich Unrecht. Da hielt er seine innerste Ehre gekränkt und fühlte sich von geheimen Haß zerrissen. Er überließ sich diesem Gefühl ohne Scheu, denn er glaubte, nur wen man achten müsse, dürfe man hassen, und nur Freunde könnten einer dem andern das zarteste Gefühl so tief verletzen. Der eine Jüngling war durch eigne Schuld zu Grunde gegangen;

der andere fing gar an selbst gewöhnlich zu werden. Mit einem dritten war sein Verhältniß verstimmt und fast gemein geworden. Es war ganz geistig gewesen, und so hätte es auch bleiben sollen. Aber eben weil es so zart war, mußte mit der feinsten Blüthe alles verloren gehn, als die Gelegenheit es gab, daß Einer dem Anderen Dienste leistete. Da geriethen sie in Wettstreite von Großmuth und Dankbarkeit und fingen endlich an, in der geheimsten Tiefe der Seele irrdische Forderungen an sich zu machen und zu vergleichen.

Bald hatte der Zufall ohne Schonung aufgelöst, was nur durch Willkühr leidenschaftlich verbunden war. Immer mehr und mehr gerieth Julius in einen Zustand, der von der Verrückung nur dadurch verschieden war, daß es einigermaßen auf ihn ankam, wann und wie weit er sich seiner Gewalt hingeben wollte. Auch war sein äußeres Betragen jeder bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnung gemäß, und grade jetzt fingen die Menschen an, ihn vernünftig zu

nennen, da eine Verwirrung aller Schmerzen sein Inneres wild zerriß, und die Krankheit des Geistes immer tiefer und geheimer an dem Herzen nagte. Es war mehr eine Raserei des Gefühls als des Verstandes, und das Uebel war nur um so gefährlicher, weil er äußerlich froh und lustig schien. So war seine gewöhnliche Stimmung, und man fand ihn sogar angenehm. Nur wenn er mehr Wein genossen hatte als gewöhnlich, ward er überaus traurig und zu Thränen und Klagen geneigt. Aber selbst dann sprudelte er, wenn Andere zugegen waren, von bitterm Witz und allgemeinem Spott, oder er trieb sein Spiel mit sonderbaren und dummen Menschen, deren Umgang er nun über alles liebte, und die er in die beste Laune zu setzen wußte, so daß sie sich von Herzen mittheilten und ganz zeigten, wie sie waren. Das Gemeine reizte und unterhielt ihn; nicht aus liebenswürdiger Herablassung, sondern weil es nach seiner Ansicht närrisch und toll war.

An sich selbst dachte er nicht, nur dann

und wann überfiel ihn ein klares Gefühl, er werde plötzlich zu Grunde gehn. Die Reue unterdrückte er durch Stolz, und die Gedanken und Bilder des Selbstmordes waren ihm schon in seiner frühsten jugendlichen Schwermuth so geläufig gewesen, daß sie den Reiz der Neuheit für ihn verloren hatten. Einen solchen Entschluß auszuführen, wäre er sehr fähig gewesen, wenn er nur überhaupt zu einem Entschluß hätte kommen können. Es schien ihm kaum der Mühe werth, weil er doch nicht hoffen wollte, der Langeweile des Daseins und dem Eckel über das Schicksal auf diesem Wege zu entfliehn. Er verachtete die Welt und Alles, und war stolz darauf.

Auch diese Krankheit wie alle vorigen hielte und vernichtete der erste Anblick einer Frau die einzig war, und die seinen Geist zu ersten Mal ganz und in der Mitte traf. Seine bisherigen Leidenschaften spielten nur auf der Oberfläche, oder es waren vorübergehende Zustände ohne Zusammenhang. Jetzt ergriff ihn ein neues un-

bekanntes Gefühl, daß dieser Gegenstand allein der rechte, und dieser Eindruck ewig sei. Der erste Anblick schon entschied, beim zweiten wußte er's, und sagte sich's, daß es nun gekommen und wirklich da sei, was er so lange dunkel erwartet hatte. Er erstaunte, und erschrack, denn wie er dachte, daß es sein höchstes Gut sein würde, von ihr geliebt zu werden und sie ewig zu besitzen, so fühlte er zugleich daß dieser höchste und einzige Wunsch ewig unerreichbar sei. Sie hatte gewählt und hatte sich gegeben; ihr Freund war auch der seinige, und lebte ihrer Liebe würdig. Julius war der Vertraute, er wußte Alles genau, was ihn unglücklich machte, und urtheilte mit Strenge über seinen eignen Unwerth. Gegen diesen wandte sich die ganze Kraft seiner Leidenschaft. Er entsagte der Hoffnung und dem Glück, aber er beschloß, es zu verdienen, und Herr über sich selbst zu werden. Nichts verabscheute er so sehr, als den Gedanken, das Geringste von dem was ihn erfüllte, auch nur durch ein undeutliches Wort durch

einen verstohlnen Seufzer zu verrathen. Gewiß wäre auch jede Aeußerung widersinnig gewesen, und da er so heftig, sie so fein, und das Verhältniß so zart war, hätte ein einziger Wink, von denen, die unwillkührlich scheinen, und doch bemerkt sein wollen, immer weiter führen, und Alles verwirren müssen. Darum drängte er alle Liebe in sein Innerstes zurück, und ließ da die Leidenschaft wüthen, brennen und zehren; aber sein Aeußeres war durchaus verwandelt, und so gut gelang ihm der Schein der kindlichsten Unbefangenheit und Unerfahrenheit und einer gewissen brüderlichen Härte, die er annahm, damit er nicht aus dem Schmeichelhaften ins Zärtliche fallen möchte, daß sie nie den leisesten Argwohn schöpfte. Sie war heiter und leicht in ihrem Glück, sie ahnete nichts, scheute also nichts, sondern ließ ihrem Witz und ihrer Laune freies Spiel, wenn sie ihn unliebenswürdig fand. Ueberhaupt lag in ihrem Wesen jede Hoheit und jede Zierlichkeit, die der weiblichen Natur eigen sein kann, jede Gottähnlichkeit und jede

Unart, aber Alles war fein, gebildet und weiblich. Frei und kräftig entwickelte und äußerte sich jede einzelne Eigenheit, als sei sie nur für sich allein da, und dennoch war die reiche, kühne Mischung so ungleicher Dinge im Ganzen nicht verworren, denn ein Geist beseelte es, ein lebendiger Hauch von Harmonie und Liebe. Sie konnte in derselben Stunde irgend eine komische Albernheit mit dem Muthwillen und der Feinheit einer gebildeten Schauspielerin nachahmen, und ein erhabenes Gedicht vorlesen mit der hinreißenden Würde eines kunstlosen Gesanges. Bald wollte sie in Gesellschaft glänzen und tändeln, bald war sie ganz Begeisterung, und bald half sie mit Rath und That, ernst, bescheiden und freundlich wie eine zärtliche Mutter. Eine geringe Begebenheit ward durch ihre Art sie zu erzählen so reizend wie ein schönes Mährchen. Alles umgab sie mit Gefühl und Witz, sie hatte Sinn für Alles, und Alles kam veredelt aus ihrer bildenden Hand und von ihren süß redenden Lippen. Nichts Gutes und Großes war

zu heilig oder zu allgemein für ihre leidenschaftlichste Theilnahme. Sie vernahm jede Andeutung, und sie erwiderte auch die Frage, welche nicht gesagt war. Es war nicht möglich, Reden mit ihr zu halten; es wurden von selbst Gespräche und während dem steigenden Interesse spielte auf ihrem feinen Gesichte eine immer neue Musik von geistvollen Blicken und lieblichen Mienen. Dieselben glaubte man zu sehen, wie sie sich bei dieser oder bei jener Stelle veränderten, wenn man ihre Briefe las, so durchsichtig und seelenvoll schrieb sie, was sie als Gespräch gedacht hatte. Wer sie nur von dieser Seite kannte, hätte denken können, sie sei nur liebenswürdig, sie würde als Schauspielerin bezaubern müssen, und ihren geflügelten Worten fehle nur Maaß und Reim, um zarte Poesie zu werden. Und doch zeigte eben diese Frau bei jeder großen Gelegenheit Muth und Kraft zum Erstaunen, und das war auch der hohe Gesichtspunkt, aus dem sie den Werth der Menschen beurtheilte.

Diese Größe der Seele war die Seite, von der Julius im Anfange seiner Leidenschaft ihr Wesen am meisten ergriff, weil diese zu dem Ernst derselben am besten stimmte. Sein ganzes Wesen war gleichsam von der Oberfläche zurückgetreten nach dem Innern; er versank in eine allgemeine Verschlossenheit und floh den Umgang der Menschen. Rauhe Felsen waren seine liebste Gesellschaft, am Gestade des einsamen Meeres hing er seinen Gedanken nach, und ging zu Rathe mit sich selbst, und wenn das Sausen des Windes in den hohen Tannen rauschte, so wähnte er, die mächtigen Wogen tief unter ihm wollten sich aus Theilnahme und Mitleiden ihm nähern, und schwermüthig blickte er den fernen Schiffen nach und der sinkenden Sonne. Dieser Ort war sein Liebling, er ward ihm durch die Erinnerung zu einer heiligen Heimath aller Schmerzen und Entschlüsse.

Die Vergötterung seiner erhabenen Freundin wurde für seinen Geist ein fester Mittelpunkt und Boden einer neuen Welt. Hier

schwanden alle Zweifel, in diesem wirklichen Gute fühlte er den Werth des Lebens und ahnete die Almacht des Willens. Er stand in Wahrheit auf frischem Grün einer kräftigen mütterlichen Erde, und ein neuer Himmel wölbte sich unermeßlich über ihm im blauen Aether. Er erkannte in sich den hohen Beruf zur göttlichen Kunst, er schalt seine Trägheit, daß er noch so weit zurück sei in der Bildung und zu weichlich gewesen war zu jeder gewaltigen Anstrengung. Er ließ sich nicht in müssige Verzweiflung sinken, sondern er folgte der weckenden Stimme jener heiligen Pflicht. Alle Mittel, die ihm die Verschwendung noch gelassen hatte, spannte er nun an. Er zerriß alle Bande von Ehedem, und machte sich mit einem Streich ganz unabhängig. Seine Kraft und seine Jugend weihte er der erhabenen künstlerischen Arbeit und Begeisterung. Er vergaß sein Zeitalter und bildete sich nach den Helden der Vorwelt, deren Ruinen er mit Anbetung liebte. Auch für ihn selbst gab es keine Gegenwart,

denn er lebte nur in der Zukunft und in der Hoffnung, dereinst ein ewiges Werk zu vollenden zum Denkmal seiner Tugend und seiner Würde.

So litt und lebte er viele Jahre, und wer ihn sah, hielt ihn für älter als er war. Was er bildete, war groß gedacht und in altem Styl, aber der Ernst war abschreckend, die Formen fielen ins Ungeheure, das Antike ward ihm zu einer harten Manier, und seine Gemälde blieben bei aller Gründlichkeit und Einsicht steif und steinern. Es war Vieles zu loben, nur die Anmuth fehlte; und darin glich er seinen Werken. Sein Charakter war rein gebrannt im Leiden göttlicher Liebe und glänzte in heller Kraft, aber er war spröde und starr wie ächter Stahl. Er war aus Kälte ruhig, und nur dann gerieth er in Aufruhr, wenn ihn eine hohe Wildniß der einsamen Natur mehr als gewöhnlich reizte, wenn er seiner entfernten Freundin treuen Bericht gab von dem Kampf seiner Bildung und dem Ziel aller Arbeit, oder wenn ihn

die Begeisterung für die Kunst in Gegenwart Anderer überraschte, daß nach langem Schweigen einige geflügelte Worte aus seinem innersten Gemüth brachen. Doch das geschah nur selten, denn er nahm so wenig Antheil an den Menschen als an sich selbst. Ueber ihr Glück und ihr Beginnen konnte er nur freundlich lächeln und er glaubte es ihnen aufs Wort, wenn er bemerkte, wie sie ihn unliebend und unliebenswürdig fanden.

Doch schien ihn eine edle Frau etwas zu bemerken und vorzuziehn. Ihr feiner Geist und ihr zartes Gefühl zog ihn lebhaft an, da sie noch durch den Reiz einer liebenswürdigen und dabei sonderbaren Gestalt und durch ein Auge voll stiller Schwermuth erhöht wurden. Aber so oft er herzlicher werden wollte, ergriff ihn das alte Mißtrauen und die gewohnte Kälte. Er sah sie häufig und konnte sich nie äußern, bis auch dieser Strom von Gefühl zurückfloß in das innere Meer allgemeiner Begeisterung. Selbst die Gebieterin des Herzens trat in ein heiliges

Dunkel zurück, und würde ihm fern geblieben sein, wenn er sie wiedergesehn hätte.

Das Einzige was ihn milder und wärmer stimmte, war der Umgang mit einer andern Frau, die er als Schwester ehrte und liebte, und die er auch ganz so betrachtete. Er stand schon länger in bürgerlichen Verhältnissen mit ihr, sie war kränklich und etwas älter wie er; dabei aber von hellem, reifem Verstand, von gradem gesundem Sinn, und selbst im Auge der Fremden bis zur Liebenswürdigkeit rechtlich. Alles was sie unternahm, athmete den Geist freundlicher Ordnung, und wie von selbst entwickelte sich die gegenwärtige Thätigkeit allmählig aus der vorigen und bezog sich still auf die künftige. In dieser Anschauung begriff es Julius klar, daß es keine andere Tugend gebe als Consequenz. Aber es war nicht die kalte, steife Uebereinstimmung berechneter Grundsätze oder Vorurtheile, sondern die beharrliche Treue eines mütterlichen Herzens, das den Kreis seiner Wirksamkeit und seiner Liebe mit bescheide-

ner Kraft erweitert und in sich selbst vollendet, und die rohen Dinge der umgebenden Welt zu einem freundlichen Eigenthum und Werkzeug des geselligen Lebens bildet. Dabei war ihr jede Beschränktheit häuslicher Frauen fremd, und mit tiefer Schonung und gefühlter Milde sprach sie über die herrschenden Meinungen der Menschen, und über die Ausnahmen und Ausschweifungen derer, die gegen den Strom leben: denn ihr Verstand war so unbestechlich als ihr Gefühl rein und unverfälscht. Sie sprach überhaupt gern, vorzüglich über sittliche Gegenstände, wo sie den Streit oft ins Allgemeine spielte und auch wohl an Spitzfindigkeiten Gefallen hatte, wenn sie etwas zu enthalten schienen und sinnreich klangen. Sie war nicht sparsam mit Worten, und Gespräch ward durch keine ängstliche Ordnung gelenkt. Es war eine reizende Verwirrung von einzelnen Einfällen und allgemeiner Theilnahme, von fortgesetzter Aufmerksamkeit und plötzlicher Zerstreuung.

Die Natur belohnte endlich die mütterliche

Tugend der vortrefflichen Frau und es keimte, da sie es kaum hoffte, ein neues Leben unter ihrem treuen Herzen. Das erfüllte den Jüngling, der so sehr an ihr hing und an ihrem häuslichen Glücke den wärmsten Antheil nahm, mit lebhafter Freude: aber es regte Vieles in ihm an, was lange geschwiegen hatte.

Da nun einige seiner künstlerischen Versuche auch in seiner Brust ein neues Zutrauen weckten, und ihn der erste Beifall großer Meister aufmunterte; da ihn die Kunst an neue sehenswürdige Orte und unter fremde, fröhliche Menschen führte: so erweichte sich sein Gefühl und floß mächtig, wie ein großer Strom, wenn das Eis schmilzt und bricht, und die Wogen mit neuer Kraft sich durch die alte Bahn reißen.

Er war verwundert sich wieder ausgelassen und fröhlich in der Gesellschaft der Menschen zu fühlen. Seine Denkart war männlich und rauh, aber sein Herz in der Einsamkeit wieder kindlich und schüchtern geworden. Er sehnte sich nach einer Heimath und dachte an eine

schöne Ehe, die mit den Forderungen der Kunst nicht streiten sollte. War er dann unter der Blüthe junger Mädchen, so fand er leicht eine oder mehre von ihnen liebenswürdig. Heirathen, meinte er, wolle er sie gleich, wenn er sie schon nicht lieben könne. Denn der Begriff und selbst der Name der Liebe war ihm überheilig und blieb ganz in der Ferne. Bei solchen Gelegenheiten lächelte er dann über die scheinbare Beschränktheit seiner augenblicklichen Wünsche und fühlte wohl, wie unermeßlich viel ihm noch fehlen möchte, wenn sie durch einen Zauberschlag sogleich erfüllt würden. Ein anderes Mal lachte er lauter über seine alte Heftigkeit nach so langem Enthalten, da ihm eine schnelle Gelegenheit einen frischen Genuß anbot, und sein Gemüth durch einen Roman, der in wenigen Minuten angefangen, vollendet und beschlossen war, wenigstens von einigem Brennstoff befreite und erleichterte.

Einem sehr gebildeten Mädchen gefiel er, weil er ihr seelenvolles Gespräch und ihren

schönen Geist mit sichtbarer Innigkeit bewunderte, und ihr, ohne eine Schmeichelei auszusprechen, bloß durch die Art seines Umgangs huldigte, so gut, daß sie ihm nach und nach Alles erlaubte, außer das Letzte. Und selbst diese Gränze setzte sie ihm nicht aus Kälte, noch aus Vorsicht und Grundsatz; denn sie war reizbar genug, sie hatte eine starke Anlage zum Leichtsinn und lebte in den freiesten Verhältnissen. Es war weiblicher Stolz und Scheu vor dem, was sie für thierisch und roh hielt. So wenig nun ein solches Beginnen ohne Vollenden nach Julius Sinne war, und obgleich er über die kleine Einbildung des Mädchens lächeln mußte, wenn er bei diesem verkehrten und verkünstelten Wesen an das Schaffen und Wirken der allmächtigen Natur, an ihre ewigen Gesetze, an die Hoheit und Größe der Mutterwürde, und an die Schönheit des Mannes dachte, den in der Fülle der Gesundheit und Liebe die Begeisterung des Lebens ergreift, oder des Weibes, das sich ihr hingiebt: so freute er sich doch bei

dieser Gelegenheit zu sehn, daß er den Sinn für zarten und feinen Genuß noch nicht verloren habe.

Bald aber vergaß er diese und andere ähnliche Kleinigkeiten, da er eine Künstlerin traf, welche das Schöne gleich ihm leidenschaftlich verehrte, die Einsamkeit und die Natur eben so zu lieben schien. In ihren Landschaften sah und fühlte man den lebendigen Hauch wahrer Luft, es war immer ein ganzer Blick. Die Umrisse waren zu unbestimmt, und zwar auf eine solche Weise, daß sie den Mangel einer gründlichen Schule verriethen. Aber alle die Massen stimmten zusammen zu einer Einheit für das Gefühl, die so klar und deutlich war, als sei es unmöglich, etwas Anderes dabei zu fühlen. Sie trieb die Malerei nicht wie ein Gewerbe oder eine Kunst, sondern bloß aus Lust und Liebe, und warf jede Ansicht, so wie auf ihren Wanderungen ihr eine gefiel oder merkwürdig schien, nach Zeit und Laune mit der Feder oder in Wasserfarben aufs Papier.

Zum Oel hatte es ihr an Geduld und an Fleiß gefehlt, und selten malte sie ein Portrait, nur wenn sie ein Gesicht sehr ausgezeichnet und werth hielt. Dann arbeitete sie mit der gewissenhaftesten Treue und Sorgfalt und wußte die Pastellfarben mit einer bezaubernden Weichheit zu behandeln. So bedingt und gering der Werth dieser Versuche für die Kunst sein mochte, so freute sich Julius doch nicht wenig über die schöne Wildheit in ihren Landschaften und über den Geist, mit dem sie die unermüdliche Mannichfaltigkeit und wunderbare Uebereinstimmung der menschlichen Gesichtszüge auffaßte. Und so einfach die der Künstlerin selbst waren, so waren sie doch nicht unbedeutend, und Julius fand in ihnen einen großen Ausdruck, der ihm immer neu blieb.

Lucinde hatte einen entschiedenen Hang zum Romantischen, er fühlte sich betroffen über die neue Aehnlichkeit und er entdeckte immer mehre. Auch sie war von denen, die nicht in der gemeinen Welt leben, sondern in einer eignen

selbstgedachten und selbstgebildeten. Nur was sie von Herzen liebte und ehrte, war in der That wirklich für sie, alles Andere nichts; und sie wußte was Werth hat. Auch sie hatte mit kühner Entschlossenheit alle Rücksichten und alle Bande zerrissen und lebte völlig frei und unabhängig.

Die wunderbare Gleichheit zog den Jüngling bald in ihre Nähe, er bemerkte daß auch sie diese Gleichheit fühle, und Beide nahmen es gewahr, daß sie sich nicht gleichgültig wären. Es war noch nicht lange daß sie sich sahen und Julius wagte nur einzelne abgerißne Worte, die bedeutend aber nicht deutlich waren. Er sehnte sich mehr von ihren Schicksalen und ihrem ehemaligen Leben zu wissen, worüber sie gegen Andere sehr geheimnißvoll war. Ihm gestand sie nicht ohne gewaltsame Erschütterung, sie sei schon Mutter gewesen von einem schönen starken Knaben, den ihr der Tod bald wieder entrissen. Auch er erinnerte sich an die Vergangenheit und sein Leben ward ihm, indem er

es ihr erzählte, zum ersten Mal zu einer gebildeten Geschichte. Wie freute sich Julius, da er mit ihr über Musik sprach, und seine innersten und eigensten Gedanken über den heiligen Zauber dieser romantischen Kunst aus ihrem Munde hörte! Da er ihren Gesang vernahm, der sich rein und stark gebildet aus tiefer weicher Seele hob, da er ihn mit dem seinigen begleitete, und ihre Stimmen bald in Eins flossen, bald Fragen und Antworten der zartesten Empfindung wechselten, für die es keine Sprache giebt! Er konnte nicht widerstehn, er drückte einen schüchternen Kuß auf die frischen Lippen und die feurigen Augen. Mit ewigem Entzücken fühlte er das göttliche Haupt der hohen Gestalt auf seine Schulter sinken, die schwarzen Locken flossen über den Schnee des vollen Busens und des schönen Rückens, leise sagte er herrliche Frau! als die fatale Gesellschaft unerwartet hereintrat.

Nun hatte sie ihm nach seinen Begriffen eigentlich schon Alles gewährt; es war ihm

nicht möglich zu künsteln an einem Verhältniß, daß er sich so rein und groß dachte, und doch war ihm jede Zögerung unerträglich. Von einer Gottheit, dachte er, begehrt man nicht erst das, was man nur als Uebergang und Mittel denkt, sondern man bekennt sogleich mit Offenheit und Zuversicht das Ziel aller Wünsche. So bat auch er sie mit der unschuldigsten Unbefangenheit um Alles, was man eine Geliebte bitten kann, und stellte ihr in einem Strome von Beredsamkeit dar, wie seine Leidenschaftlichkeit ihn zerstören würde, wenn sie zu weiblich sein wollte. Sie war nicht wenig überrascht, aber sie ahndete wohl, daß er nach der Hingebung liebender und treuer sein würde wie vorher. Sie konnte keinen Entschluß fassen, und überließ es nur den Umständen, die es so fügten, wie es gut war. Sie waren nur wenige Tage allein, als sie sich ihm auf ewig ergab und ihm die Tiefe ihrer großen Seele öffnete, und alle Kraft Natur und Heiligkeit, die in ihr war. Auch sie lebte lange in gewaltsamer Verschlossenheit,

und nun brachen zwischen den Umarmungen in Strömen der Rede das zurückgedrängte Zutrauen und die Mittheilung mit einem Male hervor aus dem innersten Gemüth. In einer Nacht wechselten sie mehr als ein Mal heftig zu weinen und laut zu lachen. Sie waren ganz hingegeben und Eins und doch war Jeder ganz er selbst, mehr als sie es noch je gewesen waren, und jede Aeußerung war voll vom tiefsten Gefühl und eigensten Wesen. Bald ergriff sie eine unendliche Begeisteruug, bald tändelten und scherzten sie muthwillig und Amor war hier wirklich, was er so selten ist, ein fröhliches Kind.

Durch das, was seine Freundin ihm offenbart hatte, ward es dem Jünglinge klar, daß nur ein Weib recht unglücklich sein kann und recht glücklich, und daß die Frauen allein, die mitten im Schooß der menschlichen Gesellschaft Naturmenschen geblieben sind, den kindlichen Sinn haben, mit dem man die Gunst und Gabe der Götter annehmen muß. Er lernte das schöne

Glück ehren, was er gefunden hatte, und wenn er es mit dem häßlichen unächten Glück verglich, was er ehedem vom Eigensinn des Zufalls künstlich erzwingen wollte, so erschien es ihm wie eine natürliche Rose am lebendigen Stamm gegen eine nachgemachte. Aber weder im Taumel der Nächte noch in der Freude der Tage wollte er es Liebe nennen. So sehr hatte er sich beredet, daß diese gar nicht für ihn sei und er nicht für sie! Es fand sich leicht ein Unterschied, um diese Selbsttäuschung zu bestätigen. Er hege, so war sein Urtheil, eine heftige Leidenschaft für sie und werde ewig ihr Freund sein. Was sie ihm gab und für ihn fühlte, nannte er Zärtlichkeit, Erinnerung, Hingabe und Hoffnung.

Indessen floß die Zeit und die Freude wuchs. Julius fand in Lucindens Arme seine Jugend wieder. Die üppige Ausbildung ihres schönen Wuchses war für die Wuth seiner Liebe und seiner Sinne reizender, wie der frische Reiz der Brüste und der Spiegel eines jungfräulichen

Leibes. Die hinreißende Kraft und Wärme ihrer Umschließung war mehr als mädchenhaft; sie hatte einen Anhauch von Begeisterung und Tiefe, den nur eine Mutter haben kann. Wenn er sie im Zauberschein einer milden Dämmerung hingegossen sah, konnte er nicht aufhören, die schwellenden Umrisse schmeichelnd zu berühren, und durch die zarte Hülle der ebenen Haut die warmen Ströme des feinsten Lebens zu fühlen. Sein Auge indessen berauschte sich an der Farbe die sich durch die Wirkung der Schatten vielfach zu verändern schien und doch immer eine und dieselbe blieb. Eine reine Mischung, wo nirgends Weiß oder Braun oder Roth allein abstach oder sich roh zeigte. Das Alles war verschleiert und verschmolzen zu einem einzigen harmonischen Glanz von sanftem Leben. — Auch Julius war männlich schön, aber die Männlich- seiner Gestalt offenbarte sich nicht in der hervorgedrängten Kraft der Muskeln. Vielmehr waren die Umrisse sanft, die Glieder voll und rund, doch war nirgends ein Ueberfluß. In

hellem Licht bildete die Oberfläche überall breite Massen und der glatte Körper schien dicht und fest wie Marmor, und in den Kämpfen der Liebe entwickelte sich mit einem Male der ganze Reichthum seiner kräftigen Bildung.

Sie erfreuten sich des jugendlichen Lebens, Monate vergingen wie Tage und mehr als zwei Jahre waren vorüber. Nun ward Julius erst allmälig inne, wie groß seine Ungeschicklichkeit sei und sein Mangel an Verstand. Er hatte die Liebe und das Glück überall gesucht, wo sie nicht zu finden waren, und nun da er das Höchste besaß, hatte er nicht einmal gewußt oder gewagt, ihm den rechten Namen zu geben. Er erkannte nun wohl daß die Liebe, die für die weibliche Seele ein untheilbares durchaus einfaches Gefühl ist, für den Mann nur ein Wechsel und eine Mischung von Leidenschaft, von Freundschaft und von Sinnlichkeit sein kann; und er sah mit frohem Erstaunen, daß er eben so unendlich geliebt werde wie er liebe.

Ueberhaupt schien es vorherbestimmt, daß jede Begebenheit seines Lebens ihn durch ein sonderbares Ende überraschen solle. Nichts zog ihn anfangs so sehr an, und hatte ihn so mächtig getroffen, als die Wahrnehmung, daß Lucinde von ähnlichem ja gleichem Sinn und Geist mit ihm selbst war, und nun mußte er von Tage zu Tage neue Verschiedenheiten entdecken. Zwar gründeten sich selbst diese nur auf eine tiefere Gleichheit, und je reicher ihr Wesen sich entwickelte, je vielseitiger und inniger ward ihre Verbindung. Er hatte es nicht geahnet, daß ihre Originalität so unerschöpflich war wie ihre Liebe. Ihr Aussehn sogar schien jugendlicher und blühender in seiner Gegenwart; und so blühte auch ihr Geist durch die Berührung des seinigen auf und bildete sich in neue Gestalten und in neue Welten. Er glaubte Alles in ihr vereinigt zu besitzen, was er sonst einzeln geliebt hatte: die schöne Neuheit des Sinnes, die hinreißende Leidenschaftlichkeit, die bescheidene Thätigkeit und Bild-

samkeit und den großen Charakter. Jedes neue Verhältniß, jede neue Ansicht war für sie ein neues Organ der Mittheilung und Harmonie. Wie der Sinn für einander, wuchs auch der Glaube an einander, und mit dem Glauben stieg der Muth und die Kraft.

Sie theilten ihre Neigung zur Kunst und Julius vollendete Einiges. Seine Gemälde belebten sich, ein Strom von beseelendem Licht schien sich darüber zu ergießen und in frischer Farbe blühte das wahre Fleisch. Badende Mädchen, ein Jüngling der mit geheimer Lust sein Ebenbild im Wasser anschaut, oder eine holdselig lächelnde Mutter mit dem geliebten Kinde im Arm waren beinah die höchsten Gegenstände seines Pinsels. Die Formen selbst entsprachen vielleicht nicht immer den angenommenen Gesetzen einer künstlichen Schönheit. Was sie dem Auge empfahl, war eine gewisse stille Anmuth, ein tiefer Ausdruck von ruhigem heitern Dasein und von Genuß dieses Daseins. Es schienen beseelte Pflanzen in der gottähnli-

chen Gestalt des Menschen. Eben diesen liebenswürdigen Charakter hatten auch seine Umarmungen, in deren Verschiedenheit er unerschöpflich war. Die malte er am liebsten, weil der Reiz seines Pinsels sich hier am schönsten zeigen konnte. In ihnen schien wirklich der flüchtige und geheimnißvolle Augenblick des höchsten Lebens durch einen stillen Zauber überrascht und für die Ewigkeit angehalten. Je entfernter von bacchantischer Wuth, je bescheidener und lieblicher die Behandlung war, je verführerischer war der Anblick, bei dem Jünglinge und Frauen ein süßes Feuer durchströmte.

Wie seine Kunst sich vollendete und ihm von selbst in ihr gelang, was er zuvor durch kein Streben und Arbeiten erringen konnte: so ward ihm auch sein Leben zum Kunstwerk, ohne daß er eigentlich wahrnahm, wie es geschah. Es ward Licht in seinem Innern, er sah und übersah alle Massen seines Lebens und den Gliederbau des Ganzen klar und richtig, weil er in der Mitte stand. Er fühlte daß er diese

Einheit nie verlieren könne, das Räthsel seines Daseins war gelöst, er hatte das Wort gefunden, und Alles schien ihm dazu vorherbestimmt und von den frühesten Zeiten darauf angelegt, daß er es in der Liebe finden sollte, zu der er sich aus jugendlichem Unverstand ganz ungeschickt geglaubt hatte.

Leicht und melodisch flossen ihnen die Jahre vorüber, wie ein schöner Gesang, sie lebten ein gebildetes Leben, auch ihre Umgebung ward harmonisch und ihr einfaches Glück schien mehr ein seltnes Talent als eine sonderbare Gabe des Zufalls. Julius hatte auch sein äußeres Betragen verändert: er war geselliger, und obgleich er Viele ganz verwarf, um sich mit Wenigen desto inniger zu verbinden, so unterschied er doch nicht mehr so hart, wurde vielseitiger und lernte das gewöhnliche veredeln. Er zog allmälig manche vorzügliche Menschen an sich, Lucinde verband und erhielt das Ganze, und so entstand eine freie Gesellschaft, oder vielmehr eine große Familie, die sich durch ihre Bildung

immer neu blieb. Auch vorzügliche Ausländer erhielten den Zutritt. Julius sprach seltener mit ihnen, aber Lucinde wußte sie gut zu unterhalten; und zwar so daß ihre groteske Allgemeinheit und ausgebildete Gemeinheit zugleich die Andern ergötzte, und weder ein Stillstand noch ein Mislaut in der geistigen Musik erregt ward, deren Schönheit eben in der harmonischen Mannichfaltigkeit und Abwechselung bestand. Neben dem großen, ernsten Styl in der Kunst der Geselligkeit sollte auch jede nur reizende Manier und flüchtige Laune ihre Stelle darin finden.

Eine allgemeine Zärtlichkeit schien Julius zu beseelen, nicht ein nützendes oder mitleidendes Wohlwollen an der Menge, sondern eine anschauende Freude über die Schönheit des Menschen, der ewig bleibt, während die Einzelnen schwinden; und ein reger und offener Sinn für das Innerste in sich und in Anderen. Er war fast immer gleich gestimmt zum kindlichsten Schmerz und zum heiligsten Ernst. Er liebte nicht mehr nur die Freundschaft in seinen

Freunden, sondern sie selbst. Jede schöne Ahnung und Andeutung die in der Seele liegt, strebte er mit ähnlich Gesinnten ans Licht zu bringen und zu entwickeln. Da ward sein Geist in vielfachen Richtungen und Verhältnissen ergänzt und bereichert. Aber die volle Harmonie fand er auch von dieser Seite allein in Lucindens Seele, wo die Keime alles Herrlichen und alles Heiligen nur auf den Strahl seines Geistes warteten, um sich zur schönsten Religion zu entfalten.

Ich versetze mich gern in den Frühling unserer Liebe; ich sehe alle die Veränderungen und Verwandlungen, ich lebe sie noch ein Mal, und ich möchte wenigstens einige von den leisen Umrissen des entfliehenden Lebens ergreifen und zu einem bleibenden Bilde gestalten, jetzt da es noch voller warmer Sommer in mir ist, ehe auch das vorüber und es auch dazu zu spät wird. Wir Sterblichen sind, so wie wir hier sind, nur die edelsten Gewächse dieser schönen Erde. Die Menschen vergessen das so leicht, höchlich misbilligen sie die ewigen Gesetze der Welt und wollen die geliebte Oberfläche durchaus im Mittelpunkte wieder finden. Nicht also

Du und ich. Wir sind dankbar und zufrieden mit dem was die Götter wollen und was sie in der heiligen Schrift der schönen Natur so klar angedeutet haben. Das bescheidene Gemüth erkennt es, das es auch seine wie aller Dinge natürliche Bestimmung sei, zu blühen, zu reifen und zu welken. Aber es weiß, daß Eines in ihm unvergänglich sei. Dieses ist die ewige Sehnsucht nach der ewigen Jugend, die immer da ist und immer entflieht. Noch klaget die zärtliche Venus um den Tod des holden Adonis in jeder schönen Seele. Mit süßem Verlangen erwartet und sucht sie den Jüngling, mit zarter Wehmuth erinnert sie sich an die himmlischen Augen des Geliebten, an die sanften Züge und an die kindlichen Gespräche und Scherze, und lächelt dann eine Thräne, hold erröthend, auch sich nun unter den Blumen der bunten Erde zu erblicken.

Andeuten will ich Dir wenigstens in göttlichen Sinnbildern, was ich nicht zu erzählen

vermag. Denn wie ich auch die Vergangenheit überdenke, und in mein Ich zu dringen strebe, um die Erinnerung in klarer Gegenwart anzuschauen und Dich anschauen zu lassen: es bleibt immer etwas zurück, was sich nicht äußerlich darstellen läßt, weil es ganz innerlich ist. Der Geist des Menschen ist sein eigener Proteus, verwandelt sich und will nicht Rede stehn vor sich selbst, wenn er sich greifen möchte. In jener tiefsten Mitte des Lebens treibt die schaffende Willkühr ihr Zauberspiel. Da sind die Anfänge und Enden, wohin alle Fäden im Gewebe der geistigen Bildung sich verlieren. Nur was allmälig fortrückt in der Zeit und sich ausbreitet im Raume, nur was geschieht ist Gegenstand der Geschichte. Das Geheimniß einer augenblicklichen Entstehung oder Verwandlung kann man nur errathen und durch Allegorie errathen lassen.

Es war nicht ohne Grund, daß der fantastische Knabe, der mir am meisten gefiel unter

den vier unsterblichen Romanen, die ich im Traum sah, mit der Maske spielt. Auch in dem was reine Darstellung und Thatsache scheint, hat sich Allegorie eingeschlichen, und unter die schöne Wahrheit bedeutende Lügen gemischt. Aber nur als geistiger Hauch schwebt sie beseelend über die ganze Masse, wie der Witz der unsichtbar mit seinem Werke spielt und nur leise lächelt.

Es giebt Dichtungen in der alten Religion, die selbst in ihr einzig schön, heilig und zart erscheinen. Die Poesie hat sie so fein und reich gebildet und umgebildet, daß ihre schöne Bedeutsamkeit unbestimmt geblieben ist, und immer neue Deutungen und Bildungen erlaubt. Unter diesen habe ich, um Dir Einiges von dem anzudeuten, was ich über die Metamorphosen des liebenden Gemüths ahne, die gewählt, von denen ich glaubte, der Gott der Harmonie könnte sie, nachdem ihn die Liebe vom Himmel auf die Erde geführt und ihn zum Hirten ge-

macht, den Musen erzählt oder doch von ihnen angehört haben. Damals an den Ufern des Amphrysos hat er auch, wie ich glaube, die Idylle und die Elegie ersonnen.

Metamorphosen.

In süßer Ruhe schlummert der kindliche Geist und der Kuß der liebenden Götter erregt ihm nur leichte Träume. Die Rose der Schaam färbt seine Wange, er lächelt und scheint die Lippen zu öffnen, aber er erwacht nicht, und er weiß nicht was in ihm vorgeht. Erst nachdem der Reiz des äußern Lebens, durch ein inneres Echo vervielfältigt und verstärkt, sein ganzes Wesen überall durchdrungen hat, schlägt er das Auge auf, frohlockend über die Sonne, und erinnert sich jetzt an die Zauberwelt, die er im Schimmer des blassen Mondes sah. Die

wunderbare Stimme, die ihn weckte, ist ihm geblieben, aber sie tönt nun statt der Antwort von den äußern Gegenständen zurück; und wenn er dem Geheimniß seines Daseins mit kindlicher Schüchternheit zu entfliehen strebt, das Unbekannte mit schöner Neugier suchend, vernimmt er überall nur den Nachhall seiner eignen Sehnsucht.

So schaut das Auge in dem Spiegel des Flusses nur den Wiederschein des blauen Himmels, die grünen Ufer, die schwankenden Bäume und die eigne Gestalt des in sich selbst versunkenen Betrachters. Wenn ein Gemüth voll unbewußter Liebe da, wo es Gegenliebe hoffte, sich selbst findet, wird es von Erstaunen getroffen. Doch bald läßt sich der Mensch wieder durch den Zauber der Anschauung locken und täuschen, seinen Schatten zu lieben. Dann ist der Augenblick der Anmuth gekommen, die Seele bildet ihre Hülle noch ein Mal, und athmet den letzten Hauch der Vollendung durch die Gestalt. Der Geist verliert sich in seiner klaren

Tiefe und findet sich wie Narcissus als Blume wieder.

Liebe ist höher als Anmuth und wie bald würde die Blüthe der Schönheit fruchtlos welken ohne die ergänzende Bildung der Gegenliebe!

Dieser Augenblick, der Kuß des Amor und der Psyche ist die Rose des Lebens. — Die begeisterte Diotima hat ihrem Sokrates nur die Hälfte der Liebe offenbart. Die Liebe ist nicht bloß das stille Verlangen nach dem Unendlichen; sie ist auch der heilige Genuß einer schönen Gegenwart. Sie ist nicht bloß eine Mischung, ein Uebergang vom Sterblichen zum Unsterblichen, sondern sie ist eine völlige Einheit Beider. Es giebt eine reine Liebe, ein untheilbares und einfaches Gefühl ohne die leiseste Störung von unruhigem Streben. Jeder giebt dasselbe was er nimmt, Einer wie der Andere, Alles ist gleich und ganz und in sich vollendet wie der ewige Kuß der göttlichen Kinder.

Durch die Magie der Freude zerfließt das

große Chaos streitender Gestalten in ein harmonisches Meer der Vergessenheit. Wenn der Strahl des Glücks sich in der letzten Thräne der Sehnsucht bricht, schmückt Iris schon die ewige Stirn des Himmels mit den zarten Farben ihres bunten Bogens. Die lieblichen Träume werden wahr, und schön wie Anadyomene heben sich aus den Wogen des Lethe die reinen Massen einer neuen Welt und entfalten ihren Gliederbau in die Stelle der verschwundnen Finsterniß. In goldner Jugend und Unschuld wandelt die Zeit und der Mensch im göttlichen Frieden der Natur, und ewig kehrt Aurora schöner wieder.

Nicht der Haß, wie die Weisen sagen, sondern die Liebe trennt die Wesen und bildet die Welt, uud nur in ihrem Licht kann man diese finden und schauen. Nur in der Antwort seines Du kann jedes Ich seine unendliche Einheit ganz fühlen. Dann will der Verstand den innern Keim der Gottähnlichkeit entfalten, strebt immer näher nach dem Ziele und ist voll Ernst,

die Seele zu bilden, wie ein Künstler das einzig geliebte Werk. In den Mysterien der Bildung schaut der Geist das Spiel und die Gesetze der Willkühr und des Lebens. Das Werk des Pygmalion bewegt sich, und den überraschten Künstler ergreift ein freudiger Schauer im Bewußtsein eigner Unsterblichkeit, und wie der Adler den Ganymedes reißt ihn die göttliche Hoffnung mit mächtigem Fittich zum Olymp.

Zwei Briefe.

I.

Ist es denn wahr und wirklich, was ich so oft in der Stille wünschte und nicht zu äußern wagte? — Ich sehe das Licht einer heiligen Freude auf Deinem Antlitz lächeln, und bescheiden giebst Du mir die schöne Verheißung.

Du wirst Mutter sein! —

Lebe wohl Sehnsucht und Du leise Klage, die Welt ist wieder schön, jetzt liebe ich die Erde, und die Morgenröthe eines neuen Frühlings hebt ihr Rosenstrahlendes Haupt über mein unsterbliches Dasein. Wenn ich Lorbeern hätte,

würde ich sie nm Deine Stirne flechten, um Dich einzuweihen zu neuem Ernst und zu neuer Thätigkeit; denn auch für Dich beginnt nun ein anderes Leben. Dafür gieb Du mir den Myrthenkranz. Es steht mir wohl an, mich jugendlich zu schmücken mit dem Sinnbilde der Unschuld, da ich im Paradiese der Natur wandle. Was vorher war zwischen uns, ist nur Liebe gewesen und Leidenschaft. Nun hat uns die Natur inniger verbunden, ganz und unauflöslich. Die Natur allein ist die wahre Priesterin der Freude; nur sie versteht es ein hochzeitliches Band zu knüpfen. Nicht durch eitle Worte ohne Seegen, sondern durch frische Blüthen und lebendige Früchte aus der Fülle ihrer Kraft. Im endlosen Wechsel neuer Gestalten flicht die bildende Zeit den Kranz der Ewigkeit, und heilig ist der Mensch, den das Glück berührt, daß er Früchte trägt und gesund ist. Wir sind nicht etwa taube Blüthen unter den Wesen, die Götter wollen uns nicht ausschließen aus der großen Verkettung aller wirkenden Dinge,

und geben uns deutliche Zeichen. So laß uns denn unsere Stelle in der schönen Welt verdienen, laß uns auch die unsterblichen Früchte tragen, die der Geist und die Willkühr bildet, und laß uns eintreten in den Reigen der Menschheit. Ich will mich anbauen auf der Erde, ich will für die Zukunft und für die Gegenwart säen und erndten, ich will alle Kräfte brauchen, so lange es Tag ist, und mich dann am Abend in den Armen der Mutter erquicken, die mir ewig Braut sein wird. Unser Sohn, der kleine ernsthafte Schalk wird um uns spielen, und manchen Muthwillen gegen Dich mit mir aussinnen.

Du hast Recht, das kleine Landgut müssen wir durchaus kaufen. Es ist gut, daß Du gleich die Anstalten getroffen hast, ohne auf meine Entscheidung zu warten. Richte Alles ein, wie es Dir gefällt; nur nicht gar zu schön, wenn ich bitten darf, aber auch nicht zu nützlich und vor allen Dingen nicht zu weitläuftig.

Wenn Du nur Alles ganz nach Deinem eignen Sinn machst, und Dir nichts einreden läßt von Gewöhnlichem und Schicklichem, so wird es schon recht sein, wie es sein muß und wie ich's wünsche, und ich werde eine herrliche Freude haben über das schöne Eigenthum. Was ich sonst brauchte, hatte ich gedankenlos und

ohne Gefühl von Besitz. Leichtsinnig lebte ich über die Erde weg, und war nicht einheimisch auf ihr. Nun hat das Heiligthum der Ehe mir das Bürgerrecht im Stande der Natur gegeben. Ich schwebe nicht mehr im leeren Raum einer allgemeinen Begeisterung, ich gefalle mir in der freundlichen Beschränkung, ich sehe das Nützliche in einem neuen Lichte und finde Alles wahrhaft nützlich, was irgend eine ewige Liebe mit ihrem Gegenstande vermählt, kurz Alles was zu einer ächten Ehe dient. Die äußerlichen Dinge selbst flößen mir Hochachtung ein, wenn sie in ihrer Art tüchtig sind, und Du wirst am Ende noch frohlockende Lobreden auf den Werth eines eigenen Heerdes und über die Würde der Häuslichkeit von mir hören.

Ich verstehe jetzt Deine Vorliebe für's Landleben, ich liebe sie an Dir, und ich fühle wie Du. Ich mag sie gar nicht mehr sehn, diese unbeholfenen Klumpen von Allem was verderbt und krank ist in der Menschheit; und wenn ich sie im Allgemeinen denken will, erscheinen sie

mir wie wilde Thiere an der Kette, die nicht einmal frei wüthen können. Auf dem Lande können die Menschen doch noch beisammen sein, ohne sich häßlich zu drängen. Da könnten, wenn Alles wäre wie es sollte, schöne Wohnungen und liebliche Hütten wie frische Gewächse und Blumen den grünen Boden schmücken und einen würdigen Garten der Gottheit bilden.

Freilich werden wir auch auf dem Lande die Gemeinheit wieder finden, die noch überall herrscht. Es sollte eigentlich nur zwei Stände unter den Menschen geben, den bildenden und den gebildeten, den männlichen und den weiblichen, und statt aller künstlichen Gesellschaft eine große Ehe dieser beiden Stände, und allgemeine Brüderschaft aller Einzelnen. Statt dessen sehen wir nur eine Unzahl von Rohheit, und als unbedeutende Ausnahme einige die durch Mißbildung verkehrt sind! Aber in der freien Luft kann doch das Einzelne, was schön und gut ist, nicht so erdrückt werden durch die schlechte Masse und durch den Schein ihrer Allmacht.

Weißt Du, welche Zeit unserer Liebe mir besonders schön glänzt? — Zwar ist mir Alles schön und rein in der Erinnerung, und auch an die ersten Tage denke ich mit wehmüthigem Entzücken. Aber das Wertheste unter allem Werthen sind mir doch die letzten Tage, die wir zusammen auf dem Gute lebten. — Ein neuer Grund, um wieder auf dem Lande zu wohnen!

Noch eins. Laß mir die Weinreben nicht zu sehr beschneiden. Ich schreibe dies nur, weil Du sie gar zu wild und üppig fandest, und weil es Dir einfallen möchte, das kleine Haus von allen Seiten durchaus sauber vor Dir zu sehn. Auch der grüne Rasenplatz muß bleiben wie er ist. Darauf soll das Kleine sein Wesen treiben, kriechen, spielen und sich wälzen.

Nicht wahr, der Schmerz, den Dir mein trauriger Brief erregt hat, ist völlig vergütet? Ich kann mich in allen diesen Herrlichkeiten und im Taumel der Hoffnung nicht länger mit Sorge quälen. Mehr Schmerz als ich hast Du nicht dabei empfunden. Aber was liegt daran, wenn Du mich liebst, wirklich liebst, so recht im Innersten, ohne einen Hinterhalt von Fremdem. Welcher Schmerz wäre der Rede werth, wenn wir damit ein tieferes, heißeres Bewußtsein unserer Liebe gewinnen? Auch Du bist so gesinnt. Alles was ich Dir da sage, wußtest Du lange. Ueberhaupt ist kein Entzücken und keine Liebe in mir, die nicht schon in irgend

einer Tiefe Deines Wesens verborgen läge, Du Unendliche und Glückliche!

Mißverständnisse sind auch gut, damit das Heiligste ein Mal zur Sprache kömmt. Das Fremde, was dann und wann zwischen uns zu sein scheint, ist nicht in uns, in Keinem von uns. Es ist nur zwischen uns und auf der Oberfläche, und ich hoffe, bei dieser Gelegenheit wirst Du es ganz von Dir und aus Dir wegtreiben.

Und woher entstehen solche kleine Abstoßungen als aus der gegenseitigen Unersättlichkeit im Lieben und Geliebtwerden? Ohne diese Unersättlichkeit giebt's keine Liebe. Wir leben und lieben bis zur Vernichtung. Und wenn die Liebe es ist, die uns erst zu wahren, vollständigen Menschen macht, das Leben des Lebens ist, so darf auch sie wohl die Widersprüche nicht scheuen, so wenig wie das Leben und die Menschheit; so wird auch ihr Frieden nur auf den Streit der Kräfte folgen.

Ich fühle mich glücklich, daß ich eine Frau liebe, die so wie Du lieben kann. So wie Du ist ein größeres Wort als alle Superlative. — Wie kannst Du nur meine Worte loben, da ich, ohne es zu wollen, welche traf, die Dich so verletzen mußten? Ich möchte sagen, ich schreibe zu gut, um Dir sagen zu können, wie mir im innersten Gemüth ist. Ach Liebe, glaube es nur, daß keine Frage in Dir ohne Antwort in mir ist. Deine Liebe kann nicht ewiger sein als die meinige. — Köstlich ist aber Deine schöne Eifersucht auf meine Phantasie und ihre Wuthbeschreibungen. Das bezeichnet recht die Gränzenlosigkeit Deiner Treue, läßt aber doch hoffen, daß Deine Eifersucht nahe daran sei, in ihrem eignen Uebermaaß sich selbst zu vernichten.

Es bedarf nun dieser Art von Phantasie — der geschriebenen — nicht mehr. Ich werde bald bei Dir sein. Ich bin heiliger, ruhiger wie sonst. Ich kann Dich nur im Geiste an-

blicken und stets vor Dir stehn. Du fühlst Alles ohne daß ich's sage, und glühst freudig halb den geliebten Mann halb das Kind im Herzen.

Weißt Du noch, wie ich Dir schrieb, keine Erinnerung könne Dich mir entweihen, Du seiest ewig rein wie die heilige Jungfrau von unbeflecktem Empfängniß, und nichts fehle Dir zur Madonna wie das Kind?

Nun hast Du es, nun ist es da und wirklich. Bald trage ich ihn auf dem Arm, bald erzähle ich ihm Mährchen, bald unterrichte ich ihn sehr ernsthaft, bald gebe ich ihm gute Lehren, wie der junge Mensch sich in der Welt zu betragen hat.

Und dann kehrt mein Geist wieder zurück zur Mutter, ich gebe Dir einen unendlichen Kuß, ich sehe wie sich Dein Busen sehnend hebt, und fühle wie sich's unter Deinem Herzen geheimnißvoll regt.

Wenn wir nur erst wieder beisammen sind, wollen wir unserer Jugend ganz eingedenk sein, und ich will die Gegenwart heilig halten. Wohl hast Du Recht: Eine Stunde später ist unendlich viel später.

Es ist hart, daß ich eben jetzt nicht bei Dir sein kann! Ich beginne aus Ungeduld viel Närrisches. Ich streife fast von Morgen bis Abend umher in der herrlichen Gegend; ich eile als ob es Wunder wie nöthig wäre, und gerathe endlich an einen Ort, wohin ich am wenigsten wollte. Ich gebehrde mich als ob ich heftige Reden hielte; ich glaube allein zu sein und bin plötzlich unter Menschen; und muß

dann lächeln, wenn ich bemerke, wie abwesend ich war. Auch schreiben kann ich nicht lange und will nur bald wieder hinaus, den schönen Abend an den Ufern des ruhigen Stromes zu verträumen.

Heute habe ich unter Anderem auch vergessen, daß es Zeit war, den Brief abzusenden. Dafür erhälst Du nun desto mehr Verwirrung und Freude.

Die Menschen sind wirklich sehr gut mit mir. Sie verzeihn es mir nicht nur daß ich so oft keinen Theil nehme und dann mit einem Male ihr Gespräch auf eine sonderbare Art unterbreche: sie scheinen sich sogar in der Stille an meiner Freude herzlich zu freuen. Besonders Juliane. Ich sage ihr nur Weniges von Dir, aber sie hat viel Sinn dafür und erräth das Uebrige. Es giebt doch nichts Liebenswürdigeres als das reine, uneigennützige Wohlgefallen an der Liebe!

Ich glaube freilich, ich würde jetzt meine Freunde hier lieben, wenn sie auch weniger vortreffliche Menschen wären. Ich fühle eine große

Veränderung in meinem Wesen: eine allgemeine Weichheit und süße Wärme in allen Vermögen der Seele und des Geistes, wie die schöne Ermattung der Sinne die auf das höchste Leben folgt.

Und doch ist's nichts weniger als Weichlichkeit. Vielmehr weiß ich, daß ich Alles was meines Berufs ist, von nun an mit größerer Liebe und frischer Kraft treiben werde. Ich fühlte nie mehr Zuversicht und Muth, als Mann unter Männern zu wirken, ein heldenmäßiges Leben zu beginnen und auszuführen und mit Freuden verbrüdert für die Ewigkeit zu handeln.

Das ist meine Tugend; so ziemt es mir, den Göttern ähnlich zu werden. Die Deinige ist es gleich der Natur als Priesterin der Freude das Geheimniß der Liebe leise zu offenbaren und in der Mitte würdiger Söhne und Töchter das schöne Leben zu einem heiligen Fest zu weihen.

Ich mache mir oft Sorge über Deine Gesundheit. Du kleidest Dich gar zu leicht und liebst die Abendluft! Das sind gefährliche Gewohnheiten, die Du wie manche Andere ablegen mußt.

Denke, daß eine neue Ordnung der Dinge für Dich beginnt. Bisher hieß ich Deinen Leichtsinn schön, weil er an der Zeit war und zum Ganzen stimmte. Ich fand es weiblich, wenn Du mit dem Glück scherzen, und alle Rücksichten zerreißen und ganze Massen Deines Lebens oder Deiner Umgebung vernichten konntest.

Nun ist aber etwas da, worauf Du immer

Rücksicht nehmen, worauf Du Alles beziehen wirst. Nun mußt Du Dich allmälig zur Oekonomie bilden, versteht sich im allegorischen Sinn.

In diesem Briefe geht Alles recht bunt durch einander, wie im menschlichen Leben Gebet und Essen, Schelmerei und Entzücken. Nun gute Nacht. — Ach warum kann ich nicht wenigstens im Traume bei Dir sein! wirklich mit Dir und in Dir träumen! Denn wenn ich bloß von Dir träume, ist's doch immer nur allein. — Du willst wissen, warum Du nicht von mir träumst, da Du doch so viel an mich denkst? Liebe! schweigst Du nicht auch oft lange über mich?

Amaliens Brief hat mir große Freude gemacht. Freilich seh' ich aus dem schmeichelnden Ton, daß sie mich nicht von den Männern ausnimmt, die der Schmeichelei bedürfen. Ich verlange das auch gar nicht. Es wäre unbillig zu fodern, daß sie meinen Werth anf unsere Weise anerkennen soll. Genug, daß eine mich ganz kennt! — Sie erkennt ihn ja auf ihre Art so schön! — Sollte sie wohl wissen, was Anbetung ist? Ich zweifle daran und bedaure sie, wenn sie es nicht weiß. Du nicht auch?

Heute fand ich in einem französischen Buche von zwei Liebenden den Ausdruck: „Sie waren Einer dem Andern das Universum.“ —

Wie fiel mir's auf, rührend und zum Lächeln, daß, was da so gedankenlos stand, bloß als eine Figur der Uebertreibung, in uns buchstäblich wahr geworden sei!

Eigentlich ist's zwar auch für so eine französische Passion buchstäblich wahr. Sie finden das Universum Einer in dem Andern, weil sie den Sinn für alles Andere verlieren.

Nicht so wir. Alles, was wir sonst liebten, lieben wir nun noch wärmer. Der Sinn für die Welt ist uns erst recht aufgegangen.

Du hast durch mich die Unendlichkeit des menschlichen Geistes kennen gelernt, und ich habe durch Dich die Ehe und das Leben begriffen, und die Herrlichkeit aller Dinge.

Alles ist beseelt für mich, spricht zu mir und Alles ist heilig. Wenn man sich so liebt wie wir, kehrt auch die Natur im Menschen zu ihrer ursprünglichen Göttlichkeit zurück. Die Wollust wird in der einsamen Umarmung der Liebenden wieder, was sie im großen Ganzen ist — das heiligste Wunder der Natur; und was für Andere nur etwas ist, dessen sie sich mit Recht schämen müssen, wird für uns wieder, was es an und für sich ist, das reine Feuer der edelsten Lebenskraft.

Drei Dinge wird unser Kind gewiß haben: viel Muthwillen, ein ernsthaftes Gesicht und etwas Anlage zur Kunst. Alles Andere erwarte ich mit stiller Ergebung. Sohn oder Tochter, darüber kann ich keinen bestimmten Wunsch haben. Aber über die Erziehung habe ich schon unsäglich viel gedacht, nämlich, wie wir unser Kind vor aller Erziehung sorgfältig bewahren wollen; vielleicht mehr als drei vernünftige Väter denken und sorgen, um ihre Nachkommenschaft gleich von der Wiege in lauter Sittlichkeit einzuschnüren.

Ich habe einige Entwürfe gemacht, die Dir

gefallen werden. Auf Dich ist sehr dabei gerechnet. Nur mußt Du die Kunst nicht vernachlässigen! — Würdest Du für Deine Tochter wenn es eine Tochter wäre, lieber das Portrait oder die Landschaft wählen? —

Du Thörin mit Deinen äußerlichen Dingen! Du willst wissen, was mich umgiebt, wo, wann und wie ich Alles thue lebe und bin? — Sieh doch um Dich, auf dem Stuhle neben Dir, in Deinen Armen, an Deinem Herzen, da lebe und bin ich. Trifft Dich nicht der Strahl des Verlangens, und schleicht mit süßer Wärme bis an Dein Herz, bis an den Mund, wo es in Küssen überströmen möchte? —

Nun rühmst Du Dich noch gar, daß Du immer innerlich an mich schriebst und ich nur oft, Du Sylbenstecherin! Erstlich denke ich immer so an Dich, wie Du es beschreibst, daß ich neben Dir gehe, Dich sehe, höre, spreche. Dann aber auch noch anders, besonders wenn ich des Nachts aufwache.

Wie kannst Du nur an der Würdigkeit und Göttlichkeit Deiner Briefe zweifeln! Der Letzte blickt und leuchtet aus hellen Augen; es ist nicht Schrift sondern Gesang. —

Ich glaube wenn ich noch einige Monate fern von Dir wäre, würde Dein Styl sich völlig ausbilden. Indessen finde ich es doch rathsamer, daß wir den Styl und das Schreiben nun lassen und die schönsten und höchsten Studien nicht länger aussetzen, und ich bin so ziemlich entschlossen, in acht Tagen schon zu reisen.

Zweiter Brief.

Es ist sonderbar, daß der Mensch sich nicht vor sich selbst fürchtet. Die Kinder haben Recht, daß sie so neugierig und doch so bange in die Gesellschaft der unbekannten Geister hineinblicken. Jedes einzelne Atom der ewigen Zeit kann eine Welt von Freude fassen, aber sich auch zu einem unermeßlichen Abgrund von Leiden und Schrecken öffnen. Ich begreife nun das alte Mährchen von dem Manne, welchen ein Zauberer in wenigen Augenblicken viele Jahre durchleben ließ: denn ich habe die furchtbare Allmacht der Phantasie an mir selbst erfahren.

Seit dem letzten Brief Deiner Schwester — es sind nun drei Tage — habe ich die Schmerzen eines ganzen Menschenlebens gefühlt, von dem Sonnenlicht der glühenden Jugend, bis zum blassen Mondschein des weißen Alters.

Jeder kleine Umstand, den sie mir von Deiner Krankheit schrieb, bestätigte mich, mit dem was ich in der vorigen von dem Arzt gehört und selbst beobachtet hatte, in dem Gedanken, sie sei weit gefährlicher, als ihr wüßtet, ja eigentlich nicht mehr gefährlich, sondern entschieden. In diesen Gedanken verloren, alle Kräfte durch die Unmöglichkeit, aus der weiten Ferne zu Dir zu eilen, gelähmt, war mein Zustand wirklich sehr trostlos. Erst jetzt weiß ich's recht, wie er war, da ich durch die fröhliche Bothschaft Deiner Gesundheit wiedergeboren bin. Denn gesund bist Du nun, so gut als völlig gesund. Das schließe ich aus allen Berichten mit eben der Zuversicht, mit der ich vor wenigen Tagen das Todesurtheil über uns aussprach.

Ich dachte es mir gar nicht als noch künf-

tig oder als geschehe es jetzt. Alles war vergangen; schon lange warst Du im Schooß der kühlen Erde verhüllt, Blumen keimten allmälig auf dem geliebten Grabe, und meine Thränen flossen schon milder. Stumm und einsam stand ich und sah nichts als die geliebten Züge und die süßen Blitze der sprechenden Augen. Unbeweglich blieb dieses Bild vor mir, nur trat bisweilen das bleiche Gesicht des letzten Lächelns und des letzten Schlummers leise an die Stelle, aber plötzlich verwirrten sich die verschiedenen Erinnerungen. Mit unglaublicher Schnelle veränderten sich die Umrisse, kehrten zur ersten Gestalt zurück, und verwandelten sich von Neuem bis der überspannten Einbildung Alles verschwand. Nur Deine heiligen Augen blieben im leeren Raum und standen unbeweglich da, wie die freundlichen Sterne ewig über unserer Armuth schimmern. Unverrückt schaute ich nach den schwarzen Lichtern, die mit bekanntem Lächeln in die Nacht meiner Trauer winkten. Bald brannte ein stechender Schmerz aus dunkeln

Sonnen mit unerträglichem Blenden, bald schwebte und floß ein schöner Glanz, als wollte er mich locken. Da war es, als wehte eine frische Morgenluft mich an, ich warf mein Haupt in die Höhe, und es rief laut in mir: „Warum willst Du Dich quälen, in wenigen Augenblicken kannst Du ja bei ihr sein.“

Schon eilte ich, Dir zu folgen, aber plötzlich hielt mich ein neuer Gedanke an, und ich sagte zu meinem Geist: „Unwürdiger, Du kannst nicht ein Mal die kleinen Dissonanzen dieses mittelmäßigen Lebens ertragen, und Du hälst Dich schon für ein Höheres reif und würdig? Gehe hin zu leiden und zu thun was Dein Beruf ist, und melde Dich wieder, wenn Deine Aufträge vollendet sind.“ — Ist es nicht auch Dir auffallend, wie Alles auf dieser Erde nach der Mitte strebt, wie so ordentlich Alles ist, wie so unbedeutend und kleinlich? So schien es mir stets; daher vermuthe ich — und ich habe Dir diese Vermuthung, wenn ich nicht irre, schon ein Mal mitgetheilt, — daß unser nächstes Da-

sein größer, im Guten wie im Schlechten kräftiger, wilder, kühner, ungeheurer sein wird.

Die Pflicht zu leben hatte gesiegt, und ich war wieder in dem Gewühl des Lebens und der Menschen, ihrer und meiner ohnmächtigen Handlungen und fehlervollen Werke. Da befiel mich Entsetzen, wie wenn ein Sterblicher sich in der Mitte unabsehlicher Eisgebirge plötzlich allein fände. Alles war mir kalt und fremd und selbst die Thräne gefror.

Wunderliche Welten erschienen und schwanden mir im ängstlichen Traum. Ich war krank und litt viel, aber ich liebte meine Krankheit und hieß selbst den Schmerz willkommen. Ich haßte alles Irdische und freute mich, daß es bestraft und zerrüttet würde; ich fühlte mich so allein und so sonderbar, und wie ein zarter Geist oft mitten im Schooß des Glücks über seine eigne Freude wehmüthig wird, und uns grade auf dem Gipfel des Daseins das Gefühl seiner Nichtigkeit überfällt, so schaute ich mit geheimer Lust auf meinen Schmerz. Er ward mir zum

Sinnbilde des allgemeinen Lebens, ich glaubte die ewige Zwietracht zu fühlen und zu sehen, durch die Alles wird und existirt, und die schönen Gestalten der ruhigen Bildung schienen mir todt und klein gegen diese ungeheure Welt von unendlicher Kraft, und von unendlichem Kampf und Krieg bis in die verborgensten Tiefen des Daseins.

Durch dieses sonderbare Gefühl ward die Krankheit zu einer eignen Welt in sich vollendet und gebildet. Ich fühlte, ihr geheimnißreiches Leben sei voller und tiefer als die gemeine Gesundheit der eigentlich träumenden Nachtwandler um mich her. Und mit der Kränklichkeit, die mir gar nicht angenehm war, blieb mir auch dieses Gefühl und sonderte mich völlig ab von den Menschen, wie mich von der Erde der Gedanke trennte, Dein Wesen und meine Liebe sei zu heilig gewesen, um nicht ihr und ihren groben Banden flüchtig zu enteilen. Es sei Alles gut so und Dein nothwendiger

Tod nichts als ein sanftes Erwachen nach leisem Schlummer.

Auch ich glaubte zu wachen, wenn ich Dein Bild anschaute, das sich immer mehr zu einer heitern Reinheit und Allgemeinheit verklärte. Ernst und doch liebreizend, ganz Du und doch nicht mehr Du, die göttliche Gestalt umschienen von wunderbarem Glanz. Bald war es wie der furchtbare Lichtstrahl der sichtbaren Allmacht und bald ein freundlicher Schimmer goldener Kindheit. Mit langen stillen Zügen sog mein Geist aus der Quelle der kühlen, reinen Gluth, sich heimlich berauschend und in dieser seeligen Trunkenheit fühlte ich eine geistliche Würde eigner Art, weil mir in der That jede weltliche Gesinnung ganz fremde war und mich niemals das Gefühl verließ, daß ich dem Tode geweiht sei.

Langsam flossen die Jahre und mühevoll trat eine That nach der andern, ein Werk und dann wieder eines an sein Ziel, daß so wenig das Meinige war als ich jene Thaten und

Werke für das, was sie heißen, nahm. Es waren mir nur heilige Sinnbilder, Alles Beziehungen auf die eine Geliebte, die die Mittlerin war zwischen meinem zerstückten Ich und der untheilbaren, ewigen Menschheit; das ganze Dasein ein steter Gottesdienst einsamer Liebe.

Endlich nahm ich wahr, das sei nun das Letzte. Die Stirn war nicht mehr glatt und die Locken wurden bleich. Meine Laufbahn war geendigt aber nicht vollendet. Die beste Kraft des Lebens war dahin und noch stand die Kunst und die Tugend ewig unerreichbar vor mir. Ich wäre verzweifelt, hätte ich nicht Beide in Dir gesehn und vergöttert, holdselige Madonna! und Dich und Deine milde Göttlichkeit in mir.

Da erschienst Du mir bedeutend und winktest tödtlich. Schon ergriff mich ein herzliches Verlangen nach Dir und nach der Freiheit; ich sehnte mich nach dem geliebten alten Vaterlande und wollte eben den Staub der Reise von

mir schütteln, als ich wieder ins Leben gerufen ward durch das Verheißen und die Gewißheit Deiner Genesung.

Nun ward ich meines wachen Traums inne, erschrack über alle die bedeutenden Beziehungen und Aehnlichkeiten, und stand ängstlich an dem unsichtbaren Abgrund dieser innern Wahrheit.

Weißt Du was mir am meisten klar dadurch geworden ist? — Zuerst, daß ich Dich vergöttere, und daß es gut ist, daß ich so thue. Wir Beide sind Eins, und nur dadurch wird der Mensch zu einem und ganz er selbst, wenn er sich auch als Mittelpunkt des Ganzen und Geist der Welt anschaut und dichtet. Doch warum dichtet, da wir den Keim zu Allem in uns finden und doch ewig nur ein Stück von uns selbst bleiben?

Und dann weiß ich's nun, daß der Tod sich auch schön und süß fühlen läßt. Ich begreife, wie das freie Gebildete sich in der

Blüthe aller Kräfte nach seiner Auflösung und Freiheit mit stiller Liebe sehnen und den Gedanken der Rückkehr freudig anschauen kann wie eine Morgensonne der Hoffnung.

Eine Reflexion.

Es ist meinem Gemüth nicht selten sonderbar aufgefallen, wie verständige und würdige Menschen mit nie ermüdender Industrie und mit so großem Ernst das kleine Spiel in ewigem Kreislauf immer von neuem wiederholen können, welches doch offenbar weder Nutzen bringt noch sich einem Ziele nähert, obgleich es das frühste aller Spiele sein mag.

Dann fragte mein Geist, was wohl die Natur, die überall so viel denkt, die List im Großen treibt und statt witzig zu reden, gleich witzig handelt, bei jenen naiven Andeutungen

denken mag, welche gebildete Redner nur durch ihre Namenlosigkeit benennen.

Und diese Namenlosigkeit selbst ist von zweideutiger Bedeutung. Je verschämter und je moderner man ist, je mehr wird es Mode sie auf's Schamlose zu deuten. Für die alten Götter hingegen hat alles Leben eine gewisse classische Würde und so auch die unverschämte Heldenkunst lebendig zu machen. Die Menge solcher Werke und die Größe der Erfindungskraft in ihr bestimmt Rang und Adel im Reiche der Mythologie.

Diese Zahl und diese Kraft sind gut, aber sie sind nicht das Höchste. Wo schlummert also das ersehnte Ideal verborgen? Oder findet das strebende Herz in der höchsten aller darstellenden Künste ewig nur andere Manieren und nie einen vollendeten Styl?

Das Denken hat die Eigenheiten, daß es nächst sich selbst am liebsten über das denkt, worüber es ohne Ende denken kann. Darum ist das Leben des gebildeten und sinnigen Men-

schen ein stetes Bilden und Sinnen über das schöne Räthsel seiner Bestimmung. Er bestimmt sie immer neu, denn eben das ist seine ganze Bestimmung, bestimmt zu werden und zu bestimmen. Nur in seinem Suchen selbst findet der Geist des Menschen das Geheimniß, welches er sucht.

Was ist denn aber das Bestimmende oder das Bestimmte selbst? In der Männlichkeit ist es das Namenlose. Und was ist das Namenlose in der Weiblichkeit? — das Unbestimmte.

Das Unbestimmte ist geheimnißreicher, aber das Bestimmte hat mehr Zauberkraft. Die reizende Verwirrung des Unbestimmten ist romantischer, aber die erhabene Bildung des Bestimmten ist genialischer. Die Schönheit des Unbestimmten ist vergänglich wie das Leben der Blumen und wie die ewige Jugend sterblicher Gefühle; die Energie des Bestimmten ist vorübergehend wie das ächte Ungewitter und die ächte Begeisterung.

Wer kann messen und wer kann vergleichen was Eines wie das Andere unendlichen Werth hat, wenn Beides verbunden ist in der wirklichen Bestimmung, die bestimmt ist, alle Lücken zu ergänzen und Mittlerin zu sein zwischen dem männlichen und weiblichen Einzelnen und der unendlichen Menschheit?

Das Bestimmte und das Unbestimmte und die ganze Fülle ihrer bestimmten und unbestimmten Beziehungen; das ist das Eine und Ganze, das ist das Wunderlichste und doch das Einfachste, das Einfachste und doch das Höchste. Das Universum selbst ist nur ein Spielwerk des Bestimmten und des Unbestimmten, und das wirkliche Bestimmen des Bestimmbaren ist eine allegorische Miniatur auf das Leben und Weben der ewig strömenden Schöpfung.

Mit ewig unwandelbarer Symmetrie streben Beide auf entgegengesetzten Wegen sich dem Unendlichen zu nähern und ihm zu entfliehen. Mit leisen aber sichern Fortschritten erweitert das Unbestimmte seinen angebohrnen Wunsch

aus der schönen Mitte der Endlichkeit ins Gränzenlose. Das vollendete Bestimmte hingegen wirft sich durch einen kühnen Sprung aus dem seeligen Traum des unendlichen Wollens in die Schranken der endlichen That und nimmt sich selbst verfeinernd immer zu an großmüthiger Selbstbeschränkung und schöner Genügsamkeit.

Auch in dieser Symmetrie offenbart sich der unglaubliche Humor, mit dem die consequente Natur ihre allgemeinste und einfachste Antithese durchführt. Selbst in der zierlichsten und künstlichsten Organisation zeigen sich diese komischen Spitzen des großen Ganzen mit schalkhafter Bedeutsamkeit wie ein verkleinertes Portrait und geben aller Individualität, die allein durch sie und den Ernst ihrer Spiele entstehet und bestehet, die letzte Rundung und Vollendung.

Durch diese Individualität und jene Allegorie blüht das bunte Ideal witziger Sinnlichkeit hervor aus dem Streben nach dem Unbedingten.

Nun ist Alles klar! Daher die Allgegen-

wart der namenlosen unbekannten Gottheit. Die Natur selbst will den ewigen Kreislauf immer neuer Versuche; und sie will auch, daß jeder Einzelne in sich vollendet einzig und neu sei, ein treues Abbild der höchsten untheilbaren Individualität.

Sich zu vertiefen in dieser Individualität nahm die Reflexion eine so individuelle Richtung, daß sie bald anfing aufzuhören und sich selbst zu vergessen.

„Was sollen mir diese Anspielungen die mit unverständlichem Verstand nicht an der Gränze sondern bis in die Mitte der Sinnlichkeit nicht spielen sondern widersinnig streiten?“

So wirst Du und würde Juliane zwar nicht sagen aber doch gewiß fragen.

Liebe Geliebte! darf der volle Blumenstrauß nur sittsame Rosen, stille Vergißmeinnicht und bescheidene Veilchen zeigen, und was sonst mädchenhaft und kindlich blüht, oder auch alles Andere was in bunter Glorie sonderbar strahlt?

Die männliche Ungeschicklichkeit ist ein mannigfaltiges Wesen und reich an Blüthen und

Früchten jeder Art. Gönne selbst der wunderlichen Pflanze, die ich nicht nennen will, ihre Stelle. Sie dient wenigstens zur Folie für die hellbrennende Granate und die lichten Orangen. Oder soll es etwa statt dieser bunten Fülle nur eine vollkommene Blume geben, welche alle Schönheiten der übrigen vereint und ihr Dasein überflüssig macht?

Ich entschuldige nicht, was ich lieber sogleich noch ein Mal thun will, mit vollem Zutrauen auf Deinen objektiven Sinn für die Kunstwerke der Ungeschicklichkeit, welche den Stoff zu dem was sie bilden will, oft nicht ungern von der männlichen Begeisterung entlehnt.

Es ist ein zärtliches Furioso und ein kluges Adagio der Freundschaft: Du wirst Verschiedenes daraus lernen können: daß Männer mit ungemeiner Delicatesse zu hassen verstehn, wie ihr zu lieben; daß sie dann einen Zank,

wenn er vollendet ist, in eine Distinction umbilden, und daß Du so viele Anmerkungen darüber machen darfst als Dir gefällig ist.

Julius an Antonio.

I.

Du hast Dich sehr verändert seit einiger Zeit! Sieh Dich vor Freund, daß der Sinn für das Große Dir nicht abhanden kommt, ehe Du es gewahr wirst. Was soll das geben? Du wirst endlich so viel Zartheit ansetzen, daß Herz und Gefühl darauf geht. Wo bleibt da die Männlichkeit und handelnde Kraft? — Ich werde noch dahin kommen, Dir zu thun wie Du mir thust, seit wir nicht mehr mit einander sondern neben einander leben. Ich werde Dir Gränzen setzen müssen und sagen, wenn er auch

Sinn für Alles hat, was sonst schön ist, so fehlt ihm doch der eine für die Freundschaft. Doch werde ich den Freund und sein Thun und Lassen nie moralisch kritisiren; wer das kann, der verdient nicht das hohe, seltne Glück einen zu haben.

Daß Du Dich zuerst an Dir selbst vergreifst, macht die Sache nur schlimmer. Sage mir im Ernst, suchst Du die Tugend in diesen kühlen Spitzfindigkeiten des Gefühls, in diesen Kunstübungen des Gemüths, die den Menschen aushöhlen und am vollen Mark seines Lebens zehren?

Schon lange war ich ergeben und still. Ich zweifelte gar nicht, daß Du, da Du so Vieles weißt, auch wohl die Ursache wissen würdest durch die unsere Freundschaft untergegangen ist. Fast scheint es ich habe mich geirrt, da Du so erstaunen konntest, daß ich mich ganz an Eduard anschließen will, da Du gleichsam nicht begreifend zu fragen scheinst, wodurch Du mich denn beleidigt hättest. Wenn es nur

das wäre, nur etwas Einzelnes, dann wäre es den Mislaut einer solchen Frage nicht werth, dann würde sich's von selbst beantworten und ausgleichen. Ist es aber nicht mehr wenn ich bei jeder Veranlassung es immer wieder als Entweihung fühlen muß, daß ich Dir Alles von Eduard, wie es vorfiel, mittheile? Gethan hast Du freilich nichts gegen ihn, auch nicht laut gesagt: aber ich weiß und sehe recht gut wie Du denkst. Und wenn ich es nicht wüßte und sähe, was wäre denn die unsichtbare Gemeinschaft unserer Geister und die schöne Magie dieser Gemeinschaft? — Es kann Dir gewiß nicht einfallen, Dich hier noch länger zuzückziehen und durch bloße Feinheit das Mißverständniß in Nichts auflösen zu wollen: denn sonst hätte auch ich wirklich nichts weiter zu sagen.

Unstreitig seid Ihr durch eine ewige Kluft geschieden. Die ruhige, klare Tiefe Deines Wesens, und der heiße Kampf seines rastlosen Lebens liegen an den entgegengesetzten Enden des menschlichen Daseins. Er ist ganz Hand-

lung, Du bist eine fühlende und beschauende Natur. Darum solltest Du eben Sinn für Alles haben und hast ihn auch, wo Du Dich nicht selbst absichtlich verschließest. Und das verdrießt mich eigentlich. Möchtest Du den Herrlichen lieber hassen als verkennen! — Aber wohin soll es führen, wenn man sich unnatürlich gewöhnt, das wenige Große und Schöne, was noch etwa da ist, so gemein zu nehmen, als es der Scharfsinn nur immer nehmen kann, ohne die Ansprüche auf den Sinn aufzugeben? — Was man überall sehn will, muß man endlich selbst werden.

Ist das die gerühmte Vielseitigkeit? — Freilich beobachtest Du dabei den Grundsatz der Gleichheit, und Einem gehts nicht viel besser wie dem Andern; nur daß Jeder auf eine eigne Art verkannt wird. Hast Du nicht auch mein Gefühl gezwungen über das was ihm das Heiligste ist ewig zu schweigen gegen Dich wie gegen jeden Anderen? Und das darum, weil Du Dein Urtheil nicht schweigen lassen konntest

bis es Zeit war, und weil Dein Verstand überall Gränzen erdichtet, ehe er seine eigenen finden kann? Du hast mich beinah in den Fall gebracht, Dir auseinandersetzen zu müssen, wie groß eigentlich mein Werth sei, wie viel richtiger und sicherer Du gegangen sein würdest, wenn Du dann und wann nicht geurtheilt sondern geglaubt, wenn Du hie und da in mir ein unbekanntes Unendliches vorausgesetzt hättest.

Freilich ist meine eigne Nachlässigkeit an allem Schuld. Vielleicht war's auch Eigensinn, daß ich die ganze Gegenwart mit Dir theilen wollte, und Dich über Vergangenheit und Zukunft doch nicht belehrte. Ich weiß nicht, es widerstand meinem Gefühl, auch hielt ich's für überflüssig, denn ich traute Dir in der That unendlich viel Verstand zu.

O Antonio, wenn ich an ewigen Wahrheiten zweifeln könnte, so hättest Du mich dahin gebracht, jene stille schöne Freundschaft, die auf der bloßen Harmonie des Seins und Zu-

sammenseins beruht, für etwas Falsches und Verkehrtes zu halten!

Ist es nun noch unbegreiflich wenn ich mich ganz auf die andere Seite werfe? — Ich entsage dem zarten Genuß und stürze mich in den wilden Kampf des Lebens. Ich eile zu Eduard. Alles ist verabredet. Wir wollen nicht bloß zusammen leben, sondern im brüderlichen Bunde vereint wirken und handeln. Er ist rauh und herbe, seine Tugend ist mehr kräftig als empfindsam: aber er hat ein männliches, großes Herz, und in jedem bessern Zeitalter wäre er, das sage ich kühn, ein Held gewesen.

II.

Es ist wohl schön, daß wir endlich ein Mal wieder mit einander gesprochen haben; ich bin es auch zufrieden, daß Du durchaus nicht schreiben wolltest, und auf die armen, unschuldigen Buchstaben schiltst, weil Du wirklich zum Sprechen mehr Genie hast. Aber ich habe doch noch Eins oder das Andere äuf dem Herzen, was ich nicht sagen konnte und was ich versuchen will, Dir brieflich anzudeuten.

Warum aber auf diesem Wege? — O mein Freund, wenn ich nur noch ein feineres gebildeteres Element der Mittheilung wüßte,

um das was ich möchte, in zarter Hülle leise aus der Ferne zu sagen! Das Gespräch ist mir zu laut und zu nah und auch zu einzeln. Diese einzelnen Worte geben immer wieder nur eine Seite, ein Stück von dem Zusammenhange von dem Ganzen, das ich in seiner vollen Harmonie andeuten möchte.

Und können Männer, die zusammen leben wollen, zu zart gegen einander in ihrem Umgange sein? — Es ist nicht als ob ich befürchtete, etwas zu Heftiges zu sagen, und daß ich darum gewisse Personen und gewisse Gegenstände in unserm Gespräch vermied. Darüber denke ich ist ja wohl die Gränzscheidung zwischen uns auf immer vernichtet!

Was ich Dir noch sagen wollte, ist etwas ganz Allgemeines; und doch wähle ich lieber diesen Umweg. Ich weiß nicht ob es eine falsche oder eine wahre Delicatesse ist, aber es würde mir schwer fallen, viel von der Freundschaft mit Dir zu reden von Angesicht zu Angesicht.

Und doch sind's Gedanken über diese, die ich Dir sagen muß. Die Anwendung — und auf die kommt es am meisten an — wirst Du leicht selbst machen können.

Für mein Gefühl giebts zwei Arten von Freundschaft.

Die erste ist ganz äußerlich. Unersättlich eilt sie von That zu That und nimmt jeden würdigen Mann auf in den großen Bund vereinter Helden, schlingt den alten Knoten durch jede Tugend fester, und trachtet stets neue Brüder zu gewinnen; je mehr sie hat, je mehr begehrt sie.

Erinnere Dich an die Vorwelt und Du wirst diese Freundschaft, die den redlichen Krieg gegen alles Böse, wenn es auch in uns oder im Geliebten wäre, kämpft, überall finden, wo die edle Kraft in großen Massen wirkt und Welten bildet oder beherrscht.

Jetzt sind andere Zeiten, aber das Ideal dieser Freundschaft wird in mir sein, so lange wie ich selbst sein werde.

Die andere Freundschaft ist ganz innerlich. Eine wunderbare Symmetrie des Eigenthümlichsten, als wenn es vorher bestimmt wäre, daß man sich überall ergänzen sollte. Alle Gedanken und Gefühle werden gesellig durch die gegenseitige Anregung und Ausbildung des Heiligsten. Und diese reingeistige Liebe, diese schöne Mystik des Umgangs schwebt nicht bloß als fernes Ziel vor einem vielleicht vergeblichen Streben. Nein, sie ist nur vollendet zu finden. Auch hat da keine Täuschung Statt, wie bei jener Anderen heroischen. Ob die Tugend eines Mannes Stich hält, muß die That lehren. Aber wer selbst in seinem Innern die Menschheit und die Welt fühlt und sieht, der wird nicht leicht allgemeinen Sinn und allgemeinen Geist da suchen können wo er nicht ist.

Zu dieser Freundschaft ist nur fähig, wer in sich ganz ruhig wurde und in Demuth die Göttlichkeit des Andern zu ehren weiß.

Haben die Götter einem Menschen eine

solche Freundschaft geschenkt, so kann er weiter nichts, als sie mit Sorge vor Allem was äußerlich ist bewahren und das heilige Wesen schonen. Denn vergänglich ist die zarte Blüthe.

Sehnsucht und Ruhe.

Leicht bekleidet standen Lucinde und Julius am Fenster im Pavillon, erfrischten sich an der kühlen Morgenluft und waren verloren im Anschaun der aufsteigenden Sonne, die von allen Vögeln mit munterem Gesang begrüßt ward.

„Julius," fragte Lucinde, „warum fühle ich in so heiterer Ruhe die tiefe Sehnsucht?" — „Nur in der Sehnsucht finden wir die Ruhe," antwortete Julius. „Ja die Ruhe ist nur das, wenn unser Geist durch nichts gestört wird, sich zu sehnen und zu suchen, wo er nichts Höheres finden kann als die eigene Sehnsucht.

„Nur in der Ruhe der Nacht," sagte Lucinde, „glüht und glänzt die Sehnsucht und die Liebe hell und voll wie diese herrliche Sonne." — „Und am Tage," erwiderte Julius „schimmert das Glück der Liebe blaß, so wie der Mond nur sparsam leuchtet." — „Oder es erscheint und schwindet endlich in's allgemeine Dunkel," fügte Lucinde an, wie jene Blitze, die uns das Gemach erhellten, da der Mond verhüllt war."

„Nur in der Nacht singt Klagen," sprach Julius, „die kleine Nachtigall und tiefe Seufzer. Nur in der Nacht eröffnet sich die Blume schüchtern und athmet frei den schönsten Duft, um Geist und Sinne in gleicher Wonne zu berauschen. Nur in der Nacht, Lucinde, strömet tiefe Liebesgluth und kühne Rede göttlich von den Lippen, die im Geräusch der Tage ihr süßes Heiligthum mit zartem Stolz verschließen."

Lucinde. Nicht ich, mein Julius, bin die, die Du so heilig malst; obschon ich klagen

möchte wie die Nachtigall und, wie ich innig fühle, nur der Nacht geweiht bin. Du bist's, es ist die Wunderblume Deiner Phantasie, die Du in mir, die ewig Dein ist, dann erblickst, wenn das Gewühl verhallt ist und nichts Gemeines Deinen hohen Geist zerstreut.

Julius. Laß die Bescheidenheit und schmeichle nicht. Gedenke, Du bist die Priesterin der Nacht. Im Strahl der Sonne selbst verkündigt es der dunkle Glanz der vollen Locken, der ernsten Augen lichtes Schwarz, der hohe Wuchs, die Majestät der Stirne und aller edlen Glieder.

Lucinde. Die Augen sinken, indem Du rühmst, weil jetzt der laute Morgen blendet, und lustiger Vögel buntes Lied die Seele stört und schreckt. Sonst möchte wohl das Ohr in stiller dunkler Abendkühle des süßen Freundes süße Rede gierig trinken.

Julius. Es ist nicht eitle Phantasie. Unendlich ist nach Dir und ewig unerreicht mein Sehnen.

Lucinde. Sei's was es sei, Du bist der Punkt in dem mein Wesen Ruhe findet.

Julius. Die heilige Ruhe fand ich nur in jenem Sehnen, Freundin.

Lucinde. Und ich in dieser schönen Ruhe jene heilige Sehnsucht.

Julius. Ach, daß das harte Licht den Schleier heben darf, der diese Flammen so verhüllte, daß der Sinne Scherz die heiße Seele kühlend lindern möchte!

Lucinde. So wird einst ewig kalter ernster Tag des Lebens warme Nacht zerreißen, wenn Jugend flieht und wenn ich Dir entsage wie Du der großen Liebe größer einst entsagtest.

Julius. Daß ich doch Dir die unbekannte Freundin zeigen dürfte und ihr das Wunder meines wunderbaren Glücks.

Lucinde. Du liebst sie noch und wirst sie, ewig mein, auch ewig lieben. Das ist das große Wunder Deines wunderbaren Herzens.

Julius. Nicht wunderbarer als das Deine.

Ich sehe Dich an meine Brust gelehnt mit Deines Guido Locke spielen; uns Beide brüderlich vereint die würdige Stirn mit ewigen Freudenkränzen zieren.

Lucinde. Laß ruhn in Nacht, reiß nicht an's Licht, was in des Herzens stiller Tiefe heilig blüht.

Julius. Wo mag des Lebens Woge mit dem Wilden scherzen, den zart Gefühl und wildes Schicksal heftig fortreißt in die herbe Welt?

Lucinde. Verklärt und einzig glänzt der hohen Unbekannten reines Bild am blauen Himmel Deiner reinen Seele.

Julius. O ewige Sehnsucht! — Doch endlich wird des Tages fruchtloses Sehnen, eitles Blenden sinken und erlöschen, und eine große Liebesnacht sich ewig ruhig fühlen.

Lucinde. So fühlt sich, wenn ich sein darf wie ich bin, das weibliche Gemüth in liebeswarmer Brust. Es sehnt sich nur nach Deinem Sehnen, ist ruhig wo Du Ruhe findest.

Tändeleien der Phantasie.

Durch die schweren, lauten Anstalten zum Leben wird das zarte Götterkind Leben selbst verdrängt und jämmerlich erstickt in der Umarmung der nach Affenart liebenden Sorge.

Absichten haben, nach Absichten handeln, und Absichten mit Absichten zu neuer Absicht künstlich verweben; diese Unart ist so tief in die närrische Natur des gottähnlichen Menschen eingewurzelt, daß er sichs nun ordentlich vorsetzen und zur Absicht machen muß, wenn er sich einmal ohne alle Absicht, auf dem innern

Strom ewig fließender Bilder und Gefühle frei bewegen will.

Es ist der Gipfel des Verstandes, aus eigner Wahl zu schweigen, die Seele der Phantasie wiederzugeben und die süßen Tändeleien der jungen Mutter mit ihrem Schooßkinde nicht zu stören.

Aber so verständig ist der Verstand nach dem goldenen Zeitalter seiner Unschuld nur sehr selten. Er will die Seele allein besitzen; auch wenn sie wähnt allein zu sein mit ihrer angebornen Liebe, lauscht er im Verborgenen und schiebt an die Stelle der heiligen Kinderspiele nur Erinnerung an ehemalige Zwecke oder Aussichten auf künftige. Ja er weiß den hohlen, kalten Täuschungen einen Anstrich von Farbe und eine flüchtige Hitze zu geben und will durch seine nachahmende Kunst der arglosen Phantasie ihr eigenstes Wesen rauben.

Aber die jugendliche Seele läßt sich durch die Arglist des Altklugen nicht bethören, und immer sieht sie den Liebling spielen mit den

schönen Bildern der schönen Welt. Willig läßt sie ihre Stirn umflechten von den Kränzen, die das Kind aus den Blüthen des Lebens flicht, und willig läßt sie sich in wachen Schlummer sinken, Musik der Liebe träumend, und geheimnißvoll freundliche Götterstimmen vernehmend, wie die einzelnen Laute einer fernen Romanze.

Alte, wohlbekannte Gefühle tönen aus der Tiefe der Vergangenheit und Zukunft. Leise nur berühren sie den lauschenden Geist und schnell verlieren sie sich wieder in den Hintergrund verstummter Musik und dunkler Liebe. Alles liebt nnd lebt, klaget und freut sich in schöner Verwirrung. Hier öffnen sich am rauschenden Fest die Lippen aller Fröhlichen zu allgemeinem Gesange; und hier verstummt das einsame Mädchen vor dem Freunde, dem sie sich vertrauen möchte und versagt den Kuß mit lächelndem Munde. Gedankenvoll streue ich Blumen auf das Grab des zu früh entschlafenen Sohnes, die ich bald voll Freude und voll Hoffnung der Braut des geliebten Bruders dar-

reiche, während die hohe Priesterin mir winkt und mir die Hand reicht zu ernstem Bunde, bei dem ewig reinen Feuer ewige Reinheit und ewige Begeisterung zu geloben. Ich enteile dem Altar und der Priesterin um das Schwerdt zu ergreifen und mit der Schaar der Helden in den Kampf zu stürzen, den ich bald vergesse, wo ich in tiefster Einsamkeit nur den Himmel und mich beschaue.

Welche Seele solche Träume schlummert, die träumt sie ewig fort, auch wenn sie erwacht ist. Sie fühlt sich umschlungen von den Blüthen der Liebe, sie hütet sich wohl die losen Kerze zu zerreißen, sie giebt sich gern gefangen und weiht sich selbst der Phantasie und läßt sich gern beherrschen von dem Kinde, das alle Muttersorgen durch seine süßen Tändeleien lohnt.

Dann zieht sich ein frischer Hauch von Jugendblüthe über das ganze Dasein und ein Heiligenschein von kindlicher Wonne. Der Mann

vergöttert die Geliebte, die Mutter das Kind und alle den ewigen Menschen.

Nun versteht die Seele die Klage der Nachtigall und das Lächeln des Neugebornen, und was auf Blumen wie an Sternen sich in geheimer Bilderschrift bedeutsam offenbart, versteht sie; den heiligen Sinn des Lebens wie die schöne Sprache der Natur. Alle Dinge reden zu ihr und überall sieht sie den lieblichen Geist durch die zarte Hülle.

Auf diesem festlich geschmückten Boden wandelt sie den leichten Tanz des Lebens, schuldlos und nur besorgt dem Rhythmus der Geselligkeit und Freundschaft zu folgen und keine Harmonie der Liebe zu stören.

Dazwischen ewiger Gesang, von dem sie nur dann und wann einzelne Worte vernimmt, welche noch höhere Wunder verrathen lassen.

Immer schöner umgiebt sie dieser Zauberkreis. Sie kann ihn nie verlassen und was sie bildet oder spricht, lautet wie eine wunderbare Romanze von den schönen Geheimnissen der

kindlichen Götterwelt, begleitet von einer bezaubernden Musik der Gefühle, und geschmückt mit den bedeutendsten Blüthen des lieblichen Lebens.

Zweites Buch.

Bekenntnisse

einer Ungeschickten.

Lucinde an Julius.

Es ist eine Eigenheit bei Dir, daß Du einen Roman selten oder nie ganz bis zu Ende liesest. Wenn Du durch heiße Liebe an Kampf und Gegensatz gekommen bist, so überlässest Du Autor und Liebende ihrem Schicksal und siehst Dich im Labyrinthe des Lebens nach einem neuen Geleitsmann um, um mit ihm dieselbe Hälfte des Weges ohne Ende zu durchlaufen. Als ruhte schon das Bewußtsein aller Zukunft, deren Geister und Gestalten vor Deinen Blicken wie nebelhafte Figuren tanzen, in Deiner Brust, nebst allen Dingen, die da kommen müssen, damit Glück und Schicksal vollendet werde.

Diese Laune wirst weder Du noch ein Anderer bei mir und meinen Blättern befriedigen können. Du wirst als zweite Hälfte sie lesen müssen und vielleicht gerne lesen, ungeachtet ihr Inhalt für verständige, empfindsame Augen schon in und zwischen Deinen durchsichtigen Zeilen zu lesen war; und wie wir Beide nur einen Leib und eine Seele ausmachen, wie die ganze Empfindung unserer geistigsten Sinnlichkeit nur immer auf die größte Harmonie der Wesen hinausläuft, so gehört auch die Hälfte meiner Gedanken darin ebenso gut Dir wie mir, als Du in der Hälfte der Deinigen mich mit Deiner Seele verflochten antreffen mußt.

Liegt aber auch in dem liebenswürdigen Zwielicht, welches über alle Seiten Deines lokkeren und losen Fragmentes ausgegossen ist, nicht ein großer Theil der Anmuth und des Interesses, welches gleich unserer Unersättlichkeit immer unersättlicher macht, um jeden Reiz und Werth des Lebens nach allen Radien zu durchlaufen? So verhüllte das nasse Gewand der

Griechen die Stelle der Hüften und Schenkel, um nichts von ihrer sanften Form dem fühlenden Auge entgehen zu lassen; und haben Deine Blicke nicht oft um so inniger auf meinen Gliedern geruht, hast Du mich nicht jedesmal um so glühender und inniger mit Deinen Armen umschlungen, wenn der weiche Musselin nur leise den verstohlnen Lichtglanz meines Busens verhüllte und der nur übergeworfene veilchenfarbige Taffet jede Ründung und Fülle meines Leibes Deiner kunstbegabten Empfindung bot?

Du hast mich nach dem Maaße des Mannes genossen, Du hast mich mit männlichen Augen betrachtet, ich habe gethan und thue dasselbe, nur als Weib zum Manne, und deshalb wird der Ausdruck unserer gleichzeitigen Gefühle, die Aufzeichnung unserer Lehrjahre ein verschiedenfarbiges Produckt geben, obgleich dieses in seinen Factoren, dem reinsten und heiligsten Genusse der Kunst des Leibes und der Seele, ein einiges bleibt. Auch Deine Sehnsucht nach meinen kleinen Schicksalen, die eben keine Schick-

sale, sondern lauter Entwicklungsstufen der tiefsten Geheimnisse in Natur und Einsamkeit waren, wird dadurch Befriedigung finden. Wie werd' ich mich um Monate nicht allein, um Jahre wieder verjüngen durch diese Erinnerung; das Licht wird mir auf's Neue lichter, die Rose röther, das Blut heißer, die Empfindung für jede Sehnsucht heiliger und gehobener erscheinen. Werde ich nicht an jedem Tage, wo ich dies und das aus glücklichen Stunden zurückrufe, wo wir unsere Herzen durch jeden Muthwillen fühlten, von gleicher Lebendigkeit all' meine Kräfte so belebt fühlen, als da wir zum ersten Male uns ganz und vereint aus Zeit und Raum versetzten? So wollen wir leben und werden wir leben, daß von Lustrum zu Lustrum eine Verjüngung und Wiedergeburt eintritt, als dessen Markstein jedes Mal ein Dritter unserer Innigkeit sein Dasein verdankt. Dieses erste Lustrum haben wir jetzt durchgemacht, Geliebtester, und wie viel geschickter, wie viel vollendeter sollst und wirst Du mich jetzt zu jedem Reize finden. —

Wenn ich an Inspiration glaube, so schilt mich keine Thörin. Denn wahrlich, mein Geist und Charakter ist nicht so groß und weltumfassend, als Du ihn oft mit Entzückung genossest, nur etwas unbefangener und freier als bei anderen Menschenkindern. Ich werde also ohnehin von Deiner Nachsicht Gebrauch machen müssen, und wenn ich nicht überzeugt wäre in meinem Innern durch die völlige Gleichheit und Sympathie unserer Wesen laute und förmliche Zwiesprache mit Dir halten zu können, so würde ich nicht so keck sein, über den leicht möglichen Anstoß meines Unterfangens hinweg zu schlüpfen. Ich glaube also an eine unmittelbare Inspiration jenes Geistes, der uns in dem sonnigen Haine umherführte, wo wir mit heiligster Ehrfurcht die Schule der höchsten Geistichkeit und reinsten Sinnlichkeit fanden, um uns gegenseitig zur edelsten Bildung emporzuschwingen. Und ich bin jenes Beistandes so gewiß, wie ich hundertmal vor Deiner stolzen Männlichkeit niedergekniet habe, um etwas lyrisch Hingeworfe-

nes wenigstens zu einem leidlich verständlichen Ganzen zu machen. Horche also, ob ich mich dieses Führers und Deiner lehrenden Liebe würdig beweise, und richte nicht mit Härte, denn Du sollst mich alle Zeit vor dem Bewußtsein Deiner Kräfte gedemüthigt finden, wenn die verzogene und verbildete Weiblichkei des Gewöhnlichen mich zu überschreiten sucht.

Ob ich so sehr Weib bin, wie Du Mann, vermag nur ein höherer Geist zu entscheiden, aber das weiß ich mit Bestimmtheit zu sagen, daß Du meine Weiblichkeit nicht mehr genossen hast, als ich Deine Männlichkeit. Was kann ich denn Großes vollbringen? Ruht nicht die höchste That in Deiner Mannheit, ist das Zeichen Deines Wesens nicht das älteste und edelste Sinnbild der Natur? Wenn die Symbolidee der indischen Naturweisheit sich auf die höchste Stufe geschwungen hatte, so vermochte sie nur einen höchst ungemessenen Körper mit vielen Brüsten darzustellen, um die allnährende Kraft der Natur zu bezeichnen, indessen dem tieferen

Sinne ein höchst einfaches Symbol für die ganze und starke Belebung alles Daseins genügte. Und hat diese Vorstellung etwas so Unzartes und Unschönes gehabt, als jene; ist sie durch ihre Ehrwürdigkeit nicht selbst für die Kunst geweiht und erscheint daher überall in vollendeter Heiligkeit und Reinheit? Siehe, Liebster, dieser Dienst vor Deinem Geschlechte ist mir, Deinem natürlichen Weibe voll Kunst und Liebe durch Geschichte und fernstes Alterthum angewiesen und ich darf mich auf meine Freiheit, die kein Sonnenstäubchen mit der Rohheit gemein hat, um so dringender berufen, als Du auf die Deinige, um mein Geschlecht anzubeten.

Als Du mir unter Deinen Kunstsammlungen einst auch Deine Pasten und Gemmen zeigtest, wovon ich in meiner landschaftlichen Isolirung aus seltsamer Grille bei doch so großer Neigung noch wenig Notiz genommen, zogst Du mit schalkhafter Miene lächelnd eine davon hervor, und fragtest mich, ob ich wohl den Sinn

und Inhalt begriffe? Da durchbebte es mich mit namenloser Inbrunst, Dein ganzes Wesen schien von einem Heiligenscheine umflossen und ich vermochte nichts, als Dich mit meiner ganzen Weiblichkeit zu umarmen. Ich sank vor Dir in Demuth zusammen und umfaßte, Zeit und Raum vergessend, in namenloser Inbrunst Deinen Körper. Reiner und unschuldiger hat nie eine Priesterin ihr Amt verrichtet, als ich vor dem Stolze Deiner Würde kniete. Ich fühlte mich so klein und Dich so groß in der Schöpfung. Auch Du warst sprachlos, bis sich Dir leise endlich die Lippen öffneten. Du begreifst? Ich begreife, sagte ich. O, Du bist Alles, das ganze Weltall ist nur durch — durch Uns, fielst Du mir in die Rede. Jetzt betrachteten wir, ich ganz glühend und liebend um Deinen Leib geschlungen, die ruhende Nymphe und den mit dem reinsten und edelsten Symbol drollig ernsthaft vor sie hintretenden Satyr. Welche Schönheit ruht in diesem Ausdrucke, welche Tiefe der Weisheit und Empfindung in dieser

Vorstellung; der würdevollste Dienst im Tempel der Allmacht und Natur! Welche Worte liest man in den Mienen des Satyrs, der hier der ernsthafteste Mann von der Welt ist? Siehe, spricht er zur freundlich blickenden Nymphe, siehe, dieses Zeichen bürgt Dir für die Erhaltung der Menschheit! Und die Dirne horcht voll Sehnsucht, ihre Augen verklären sich zu einem wollüstigen Feuer, während ihr Lächeln den ganzen, balsamischen Reiz der Sinnlichkeit athmet. Welche feine Erfindung, welches köstliche Bild!

Doch, ich habe mich verloren, auf Abwege, die so lockend und blumenreich waren, bestreut mit einer Art himmlischduftender Rosen, deren Namen ich nicht zu nennen wage. Ich wollte Dir eine flüchtig entworfene Phantasie über die höchste That geben, die Du gleichsam als einen Pendant zu Deiner dithyrambischen Phantasie über die schönste Situation betrachten und hinnehmen magst. Damit Du aber nicht glaubst, daß ich, ungeachtet Deiner holden

Verwirrung, dennoch in Anordnung der Materien nur eine Nachahmerin oder eine Nachmacherin von Dir bin, so will ich nicht nur Licht von unserem Lichte und Studien von unseren Studien, die Du theilweise zum Frommen der Verständigen und zum Aerger der Rohen und Thoren aus unseren gegenseitigen Anschauungen, Plänen und Entwürfen, so herrlich entwickelt hast, geben, sondern auch die Mythe meiner Jugend und die Vollendungsgeschichte unserer wahrhaftigen Ehe als rundender Abschluß unseres geweiheten Lebens. Die Welt freilich wird darüber eben so wenig wie über Deinen allerliebsten Roman urtheilen können; denn hat sie einen Gedanken von der Blüthe unseres Daseins und dem Stolze unserer Liebe? Genug, daß wir uns kennen und die seligste Freude der Natur.

Vernimm also zuvor die Mythe meiner Jugend, und dann, damit Du von der Bildung meines Geistes und meiner Sinnlichkeit einen vollendeten Begriff bekömmst, wie Du sie nur

Bruchstückweise aus den Hieroglyphen meines Entzückens kennen lerntest, die Phantasie über die höchste That. — Doch, was könntest Du noch in den Hieroglyphen dieses Genusses lesen, bei dem Du so oft mit übersprudelnden Worten wünschtest, daß ich darin unersättlich sein möchte. Ach, ich war es ja immer, ich hatte ja die Lebhaftigkeit des Weibes vor Dir voraus, wie konnte dieser Wunsch nur über Deine Lippen kommen! Aber freilich, er konnte, er durfte es. Denn haben wir uns zu unserer gegenwärtigen naiven Freiheit nicht erst durch verschiedene Grade der Beobachtung und Entwickelung emporgebildet, welche der ewige Ruhm unseres Lebens sein wird? Oder war ich so wie Du gleich unmittelbar frei in meinem Bewußtsein der Sinne und lag der Begriff der dringendsten Sehnsucht nicht unerschöpflich in meiner Seele! Liebster Freund, wie oft scheute ich mich im Kampfe des Geistes dennoch Deinen Stolz zu beleidigen. Wie oft fiel eine heiße Thräne, von lächelnder Wehmuth auf Deine

entfesselte Brust und verzehrte sich darauf wie ein geweihtes Opfer. Und das war Seligkeit, welche keine Sprache ausspricht, Dich so zu finden, wie der große Meister geruhet, nachdem er einer unendlichen Schöpfung einer neuen und der schönsten Welt das Dasein gegeben. Ich fühlte das Klopfen Deines Herzens zu einem großen Gebete und schmiegte mich voll dankender Inbrunst an Deine Seite.

Doch vor Deiner hohen männlichen Seele lebt jede Situation auf ewig in so hellen und stralenden Farben, als ich sie fast nur in den Maiträumen meines Entzückens zu begreifen vermag. Deshalb empfange jetzt, für die Kenntniß meines reinsten und ursprünglichsten Selbst, wie ich es Dir bis dahin, vielleicht vergeblich zu verheimlichen suchte, die Mythe meiner Jugend.

Die Mythe meiner Jugend.

Man wird mit dem Kinde zum Kinde, ist ein gemüthvolles Sprichwort, das einen mehr metaphorischen und geistigen Sinn hat, als die Menschen gewöhnlich dafür halten wollen. Wie Atlas das Gewölbe des Himmels auf seinen ehernen Schultern, so trage und halte ich jetzt eine ganz neue Welt auf meinem Schooß und sehe, wie ein azurreiner Himmel sich an meinem Busen in den blauen Augen des Säuglings verklärt. Wie viele schwärmerische Träume und großherzige Entschlüsse mögen jetzt schon ihre Atome durch die keimende Seele schwingen.

So sehe ich auch in diesem wunderbaren Zeichen die erste und ferneste Blüthe der Mythe meiner Jugend. Alles ist halb Nebel, halb Klarheit, bald Nähe bald Ferne, jeder Punkt der Erinnerung ein wunderbares, tausendfarbiges Mährchen. Aus meinen sonst so heiteren Augen rollt eine schwermüthsvolle Thräne auf den Busen und die weiche Lippe des runden und starken Knaben hinab. Ohne Bewußtsein, nur durch eine harte und eiserne Nothwendigkeit treten wir plötzlich aus dem Leben, wie wir in dasselbe traten. Wie lange sind wir mehr, ja weniger als jede Pflanze und Blume, welche, gewiß mit dem vollen Bewußtsein ihrer Blumenseele und Blüthenempfindung, sich aus dem Saamen und Keime entwickelt, in dem Boden wurzelt, um auf der Erde einen festen Wohnsitz zu haben, in und bei dem es ihr wohl ist und sie sich ihres Daseins freut; wo sie Blätter, Knospen und Blüthen treibt, sich besaamet und besaamen läßt, um nach der treuen Pflicht der Natur in dem Geschlechte zugleich ihre Per-

sönlichkeit zu erhalten. Wie lange ist bei uns Alles Instinkt, und meistens weniger als dies, wo wir, unsere Veredlung zu erreichen, schon anfangen sollten uns zur Weisheit zu rüsten! —

Ebenso wenig aber, wie ich in die vor mir ruhende werdende Welt zu blicken vermag, so dunkel und verworren ist mir auch die früheste Geschichte meines Lebens und darum nenne ich sie Dir wahrhaft die Mythe meiner Jugend. Vieles darin war äußerlich und gewann eine bis jetzt noch vernehm- und bemerkbare Gestalt, allein bei weitem das Meiste bleibt doch Innerlich, und die einzelne That und Handlung war nur ein in den ruhigen, klaren See geworfener Stein, um dessen Fallpunkt die kleinen Wellen sich kräuseln, sich erweitern um endlich wie erlöst von ihrer Fortpflanzung zu verschwinden. Deshalb concentrirt sich alles Selbstbewußtsein nur auf das Erwachen der Sinnlichkeit und der Genuß der ruhigen, einsamen Betrachtung.

Unter den kleinen Mädchen, welche so gerne viele Puppen haben, sie beständig aus- und an-

kleiden und sich mit ihrem Putze, ihren Hauben und Schürzchen zu schaffen machen, um sie dann wieder gehen zu lassen oder auf den Arm zu nehmen, war ich ein seltsames Wesen. Ich hatte in dieser Hinsicht eine göttliche Trägheit und sah meine Puppe am liebsten nackt und so in ihrer Schönheit. Es fehlte mir also der Sinn, welchen man gewöhnlich mit diesen Kinder-Marionetten verbindet; ich konnte nicht begreifen, wie so Etwas gemacht sein könnte, um uns Tage und Jahre lang durch ein eitles Einerlei zu amüsiren. Nur dann empfand ich ein nicht gleichgültiges Behagen, sobald auch die letzte Bekleidung von dem ziemlich unansehnlichen Körper heruntergezogen war. Man lachte über diese Manier, ja ich merkte es bald daß man dies für eine Albernheit und Ungeschicklichkeit nahm, die nicht das Rechte anzufangen wisse und überhaupt arm an weiblichem Sinn und Beobachtungsgabe sei. Desto reger aber belebte sich dabei meine Phantasie aus ihrer kindischen Dumpfheit. Ich nahm meine Puppe freilich

immer als ein lebendes Wesen, mit dem sich allerlei aufstellen ließe; allein ich fand daran wie gesagt, noch ein anderes Behagen, als das war, welches mir das Beispiel meiner Umgebung aufdringen wollte.

Die Furcht ausgelacht zu werden, lehrte mich die Einsamkeit liebgewinnen. Hier regte sich eine Auswahl klassischer Empfindungen, die das einzige Uebel hatten, daß sie namenlos waren. Ich sah den kleinen weißen Leib sich regen und bewegen, und wie die Statue des Pygmalion vor mir umherwandeln, auch daß dadurch eine ganz neue Welt hervorginge, nur wußte ich nicht, wie diese ihre rechte Form und Stellung erhalten sollte. Dann schlich ich mich mit meinem anderen Part verzweiflungsvoll in den Garten, setzte mich unter ein Gebüsch, und wiederholte alle Mährchen, die ich nur je gehört hatte. Vielleicht war es nur Laune, daß ich sie mitunter alle durcheinander warf, lachend aufsprang und hier eine Knospe, dort eine Blüthe abreißend zu den Gespielinnen zurück-

lief. Träume und Verwirrung nahmen kein Ende, denn hier schienen mir ja alle unterm Grün der Blätter verlassenen Mährchen sammt der Puppe entgegen zu treten, wie zur Prüfung und Besinnung zupfte ich diese und stieß jene nicht eben zärtlich, ja wie böswillig und stand verwunderungsvoll oder schalkhaft lächelnd, wenn sie darüber ungehalten wurden und wohl gar Thränen vergossen. Ich wollte eben meine Liebe zu erkennen geben, und kneipte, stieß, verursachte Schmerzen. Ich wollte Freude, und erhielt Thränen. Aber Thränen gaben mir nur eine andre Freude; ich sah mit dumpfer Neugier wie sie perlend und klar aus dem Quell der sanften, blauen Augen rannen und hätte weinen mögen, wenn dort über einen Scherz das heitere Lächeln zurückkehrte.

Geliebter, laß mich jetzt in dem Style des großen Cäsar fortfahren. Auch dieser Gedanke giebt mir Muth, vor Dir jetzt mein ganzes Herz zu erschließen, und jedes Gedicht meines Lebens zu offenbaren, das in demselben noch

sanft wie Bienenton geschlummert. Möchte mein Blick, der die leichten dunkelblauen Gewölke des Himmels zertheilt, zum Sänger und Propheten werden, der die Weisen trifft, in denen Du mir gesungen. Mann, der mit dem Kuß auf mein kaum geschlossenes Auge die volle Quelle meiner Seele trank; in dessen Körper ich lebe und athme wie in dem meinigen. Stern des Glanzes vor allen Sternen!

Du schriebst mit einer goldenen Feder, während ich vielleicht nur mit einer silbernen schreibe. Dafür aber bin ich stolz darauf, ich könnte auch hierbei etwa inniger und glühender empfinden wie in der Umarmung, wo die Natur es dem Weibe vorbehielt, sich durch Lust gegen folgende Qualen und Schmerzen schadlos zu halten. So blicke ich auch jetzt dem starken Knaben in die Augen, und finde in ihnen alle die Wonne wieder, die bei seinem Werden elektrisch durch meine Seele fuhr.

Man bezog eine Villa. Auf dem Lande mit Wald und See, befand die kleine Lucinde sich ganz in ihrer Heimath. Sie hatte sich noch nie so verständig und mit der Umgebung zufrieden gezeigt. Jede Laune war ausgeglichen, ihre ganze Natur war voll Charakter, so daß man hätte glauben mögen, sie sei, obwohl an Jahren noch weit, oder doch bedeutend davon entfernt, plötzlich reif geworden oder stehe eben in dem Momente es zu werden. Ihr Benehmen war ungemein freier und selbstständiger, was sie sagte hatte immer einen bestimmten Ton, so daß man ihr öfter wegen ihrer Klugheit Recht geben mußte, ohne es eigentlich zu wollen.

Hiezu kam die noch freiere Erziehung, welche von jeher schon eine äußerst rücksichtslose und loyale gewesen war. Hin und wieder konnte es zweifelhaft lassen, ob hier ein Mädchen als Knabe oder ein Knabe als Mädchen erzogen werden sollte.

Lucinde hatte überhaupt im ersten Flügelkleide schon einen unauslöschlichen Haß gegen Alles, was mau zur weiblichen Bildung zu rechnen pflegt. Sie war muthwillig, ja mitunter frech und trotzig, wo es auf Gehorsam und Aufmerksamkeit zur Erlernung weiblicher Künste ankam Dagegen liebte sie außerordentlich jede Bewegung, und sich vielseitig zu bewegen schien ihr das beste Studium.

Ihr Körper war frühe an den Wechsel der Luft und die frische des Abend- und Morgenthaues gewöhnt worden. Besonderes Vergnügen machten ihr die Bäder, und da sie jetzt hörte, daß diese in dem See, hinter Erlengebüschen, wo ein sanfter Hügel die Strahlen auffing und vor Luftzug schützte, also in freier

Natur nunmehr stattfinden würden, da kannte sie sich selbst nicht vor Entzücken. Ein Knabe aus der Meierei, geschickt und von gleichem Alter, wurde noch dazu gezogen, und so hatten die Beiden ihre Lust in der krystallhellen Fluth.

Da Lucinde schwimmen gesehn hatte, so zeigte sie bald ihre Neigung. Es wurde ihr eine Schnur unter der Achsel befestigt und die Uebung ging vor sich. Dabei zeigte der Körper eine wunderbare Anstelligkeit und Geschicklichkeit, sie arbeitete frei und zuversichtlich mit Armen und Beinen, und trieb bald mit Leichtigkeit auf dem Rücken, indem sie den Untertheil nur leise bewegte. Das Auge wurde unendlich hell und verklärt, die Wange, von der frische des Wassers gebleicht, nahm eine lichtvolle Röthe an, und ihre ganze Gestalt schien eine sanfte unaussprechliche Wollust zu athmen, worüber sie lächeln mußte.

Wiederum hatte die kleine Lucinde ein besonderes Vergnügen daran, die stille Klause brütender Vögel aufzusuchen. Sie streifte Stun-

den und halbe Tage lang durch Wald und Gebüsch, ohne zu ermüden. Selbst die schlanksten Wipfel und riesige Aeste hielten sie von ihrer Forschung nicht ab. Sie hatte sich, um diesen ihren Zweck besser und bequemer erreichen zu können, ein paar Modesten anlegen lassen, und ereiferte sich in Durchsetzung ihres Willens nun ganz wie ein Knabe, dem der erste Lebensmuth dnrch die frische, blühende Seele quillt, doch ohne Frechheit. War sie oben auf dem höchsten Aste angelangt, von wo man wie auf einen hügeligen grünen Thalgrund herabblickte, so ordnete sie ihre Kleidung, setzte sich bequem, stützte den Kopf auf die Hände und Arme, diese auf die Kniee, und sah so lange Zeit über und um sich in das Blaue und den wolkenlosen, alzureinen Himmel hinein, an dem einzelne silberne Flocken als Liebesbothen voll Glück und Hoffnung vorüberschwammen.

Sie hatte nicht größeres Behagen, als wenn der Tag im schwimmenden Duft mit der Nacht abwechselte, und das Dunkel nun wie

ein heiliges, weitherwallendes Meer das Licht verdeckte, um hier und dort am Firmamente den Schein und strahlenden Schimmer einzelner Sterne zu erheben. In der ersten Freude ließ der Abendstern und mit ihm so mancher andere sich zählen und betrachten, aber bald schienen sie sich selbst wie goldener Sand auf Meeresgrund zu streuen, und einer den andern an Glanz und Schein zurücksetzen zu wollen; dann wurde Lucinde unwillig und stieg von ihrer Luft schnell und behände auf die schlummernde Natur, und still, ruhende Erde hinunter, wo hier und dort noch ein Vöglein nach seinem Weibchen irrte, oder der sanfte, gurgelnde Ton der Nachtigall im tiefsten balsamischen Dunkel um süße und heilige Liebe klagte.

Lucinde begriff sehr wohl die tiefe Innigkeit dieser Töne. „Ich verstehe Dich wohl,“ sagte sie, „aber ich kann Dir nicht helfen, Du mußt Geduld haben, armes Thierchen, vielleicht werd' ich Dich noch erlösen.“ Der lange wunderbar gezogene und sehnsuchtsvolle Ton schien

ihr dann anzudeuten, daß auch sie verstanden sei; ein graüsendes Gefühl mit zärtlicher Wehmuth ging ihr durch Mark und Bein, und so lief sie hinweg in sonderbarer Hast.

Jemehr die Empfindung sich entwickelte, desto nahrungsbedürftiger wurden auch Geist und Seele. Es mußte etwas gethan werden, das diesen Befriedigung gab. Die im Lichte zu hell aufgeschossene Pflanze des Herzens, die reizend blendende Farbe des Gefühles verlangte nach Macht und Stärke, um dem blühenden Muth eine Stütze zu geben. Es ist schon gesagt, daß alle weiblichen Künste und Geschicklichkeiten für sie etwas durchaus Lächerliches hatten. „Das schmeckt nach Sklaverei und Dummheit," pflegte sie keck zu behaupten. Die Freiheit ist etwas Großes, und nur das Große ist schön. Man muß Alles lieben, was so aussieht, auch wenn es vor tauben Ohren und blöden Augen nicht genannt werden darf. Ich will nicht auf den weiblichen Galeeren rudern. Ich kenne das Meer und die Anmuth seiner

Wellen, ich weiß die Tiefe und Erhabenheit seiner Geister zu würdigen, ich will mir selbst einen Nachen zimmern, der ursprünglich wohl nur klein ist, aber im Traume wächst, und dann vielleicht am Tage einmal so schön und groß bleibt, mit stolzen, weißen Seegeln, wie er es der sinnvollen Seele im Bilde gewesen.

Aus Zufall, wenn dieser der rechte Name für den freien Charakter des Instinktes sein soll, war Lucinde eines Tages in die Lehrstunden ihrer männlichen Geschwister gerathen. Der Informator, ein junger Mann von weiten Kenntnissen und inniger Liebe zur großen Natur und himmlischen Naivetät des Alterthums, bei eigenen, reizenden Talenten, war eben wieder mit seinem liebsten Thema beschäftigt. Er sprach in begeisterter Rede von der freien Natürlichkeit jener Anschauung, und der darin lebenden, frischen und unbefangenen Blüthe der Geister. Er pries mit Wollust die Größe der Seele und die Harmonie des Gefühles. Er bewunderte noch die große Reinheit der ganzen und

vollen Natur, auch wenn er längst schon befürchten mußte nicht verstanden zu werden.

„Die Alten," sagte er, „waren Menschen, welche die reizendste Melodie zur Harmonie dieser Erde bildeten. Ihre Empfindung war stets fleckenlos, weil ihre Moral eine große und von der Natur geheiligte war. Ihre Seele empfand die Keuschheit der Sinne, den Duft des Gefühles wie den seligen Luftglanz des Auges. Ihre Seele war nicht hochmüthig, indem sie den Körper verachteten, sie fühlte sich nur groß in dem reizenden Bewußtsein der Sinnlichkeit. Die Alten waren ganze Menschen von Himmel und Erde; wir gehören entweder nur dieser oder jenem an, und bleiben darum ewig halb und unglücklich."

Eine mythevolle Saite in dem Geiste der horchenden und ahnenden Lucinde schien hier plötzlich ihren Klang und Ton empfangen zu haben. Sie bat um weitere Erklärung. Sie kam mit Fragen und suchte nach Antworten.

„Ich werde das besser verstehen," sagte sie.

„Ich habe einmal davon gehört, aber wo, das weiß ich nicht. Vielleicht hat mir auch nur davon geträumt, oder es war ein großes Buch, das ich im Schlummer las, und das mich die seltsamsten und wunderbarsten Geschichten halb nur errathen lassen wollte, weil es verkehrt lag, und so alle Buchstaben nur über Kopf mir zeigen durfte.

Der junge Mann, welcher an der reizenden Naivetät der sich entwickelnden Lucinde schon so oft seine heimliche Freude gehabt hatte, gab bescheidene Antwort. Er gehörte zu den Personen, welche das volle Bewußtsein und die vollkommene Anschauung der Größe haben, ohne diese jedoch durch sich selbst ins Leben führen zu können. Er schätzte die Sinne wie den Geist, die Empfindung wie die Seele, und kannte die würdevolle Natur ohne Schwärmerei und Weichlichkeit.

Nur die Situation der Liebe war ihm noch fremd geblieben, und er hätte vielleicht verliebt werden können, wenn Namen wie Aspasia, He-

lena in seiner Umgebung gewesen wären. Deshalb betrachtete er die Weiber der Gegenwart wie ihre Männer und maaß ihre natürliche Liebe nach gleichem Maaßstabe. Den Funken der Leidenschaft hatte er noch niemals kennen gelernt, und er suchte ein weibliches Wesen nur in ruhelosen und quälenden Stunden auf, wo sein heller aber unbefriedigter Verstand das gerechte Bedürfniß der Natur erkannte.

Jetzt fühlte Lucinde eine dunkle Sehnsucht befriedigt. Die bis dahin unbestimmte Aeußerung ihres unbefangenen, aber doch ungeregelten Geistes nahm vou nun an eine bestimmtere Richtung. Er gewann eine Stütze, wodurch die physische und psysische Entwicklung auf gleiche Weise befördert und in eine wohlthuende Harmonie gebracht wurde. Die Erziehung machte sich so zu sagen von selbst, ohne Jemandes Zuthun.

Das Reelle bei der Sache war aber, daß die kleine Griechin während und unter dieser mit der Natur im vollen und doch so unberühr-

ten Einklang bleibenden Lectüre das erste Duften und Wehen jenes göttlichen Geheimnisses spürte, welches die Menschen Liebe nennen.

Lucinde hatte die schwermüthigsten Phantasieen. Sie glaubte in ihren Büchern Nahrung und Bildung für dieselbe zu finden, und doch stand nirgends auch nur eine Andeutung, was mit dem Herzen jetzt werden sollte. Sie ging tränmend und sinnend in der Gegend nmher, und fühlte, es müsse in der Natur ein Wesen geben, welches sich mit dem Ihrigen zu assimiliren bestimmt worden sei. Sie sah dem jungen Manne mit Unruhe in die großen schönen Augen, sie hörte seine Seufzer, und wurde unwillig darüber, daß er so kalt war, während für sie doch die ganze Natur eine ahndungsvolle Wärme angenommen hatte.

Jemehr Ruhe sie selbst in ihrem Busen fühlte, desto größere Unruhe schien in ihrer Umgebung zu walten.

Die Nächte waren qualvoll; das Dunkel hatte etwas Mysteriöses, das man lüften mußte.

Sie stand oft Stunden lang am geöffneten Fenster und ließ sich den kühlen Nebel von der Nachtluft an die Wangen fecheln. Dann trat sie in das Freie hinaus, und hörte die melodischen Klagen der Nachtigall, doch ohne Rührung, vielmehr mit Zorn und Unbehagen.

Als sie einst betäubt nnd besinnungslos zurückkehrte, hatte sie den Weg zu ihrem Gemache verfehlt. Sie fühlte ihre Füße wie von Wunden gelähmt, und sank vor Schmerz und Bewußtlosigkeit in die Arme ihres Freundes.

Der glänzende Morgen hatte eine unbeschreibliche Heiterkeit; Lucinde lächelte über den seligen Traum und die durch frische Kräfte erblühten Glieder ihres muthwilligen Körpers. Tief im Grunde der Seele ruhte ein leises Weh und unendliche Freude.

Sie suchte das Echo des weiblichen Stolzes, welches sie selbst empfand, in den ermatteten Augen des jungen Mannes zu lesen, und ärgerte sich, daß diese so klanglos waren. Eine gewisse Dankbarkeit aber lag in ihren Blicken

und in ihrem ganzen Benehmen, wenn sie seine zitternden Hände sah, welche sich anschickten, das Buch aufzuschlagen, um die klaren Geheimnisse der Natur und die unendlich reinen Symbole des Alterthumes und ihrer Ritus zu erklären.

Ein geheiligter Sinn schlummerte ruhig auf allen Blättern. Es war keine Sehnsucht darin, welche ohne Befriedigung blieb. Züge voll seliger Kraft lagen in jenem ehernen Himmel, und eine Würde der That in jeder Blüthe des freigebornen Geistes. Die Andacht entwickelte sich, ohne daß man darauf aufmerksam zu machen brauchte.

Der junge Mann erkannte die goldene, rosige Blüthe der gewürzreichen Schönheit. Er erfrischte seine abgehärteten Sinne durch den Balsam ihres Duftes und glaubte seine Schülerin jetzt nach einem ökonomischen Systeme mit dem bekannt machen zu müssen, was in seinem Herzen vorging, und er auch nach aller Wahrscheinlichkeit in dem ihrigen vermuthen mußte.

Er wollte Zärtlichkeit für Wohlwollen geben. Er schrieb ihr Gedichte: auf Papier mit goldenen Kannten, er steckte ihr ganze Bände voll Gedichte und klassischer Romane zu, und begleitete sie mit gewählten Distichen und Sentenzen; allein diese platonische Wendung hatte für Lucinde wenig Ansprechendes. Sie warf die Bücher, und selbst die Blumen, die Lilien und Veilchen, welche er ihr reichte, in eine finstere Ecke und lachte über den Dank, welchen sie ihm sagen mußte.

Eine andere Bemerkung schien nicht weniger gleichgültig, weil ihr Gegenstand nur die unmittelbare Folge eines Naturprozesses war. Lucinde fand sich Mutter. Sie entdeckte es ihrem Freunde mit offener und herzlicher Naivetät. Diesen befiel eine zitternde Schwermuth. Seine Wangen erbleichten, er wich scheu aus ihrer Nähe. Er war sprachlos und tiefsinnig verwirrt, so bald sie ihn anredete oder um Etwas befragte.

„Ich fliehe, Lucinde," sagte er eines Mor-

gens zu ihr. „Ich muß mir eine neue dunkle Heimath aufsuchen, wo mich Niemand entdeckt. Nur Du“ — sagte er, und drückte einen schwermüthigen Kuß auf ihren lächelnden Mund.

Man fand ihn einen Tag auch wirklich nicht mehr, und die Ursache bald aus Lucindens Veränderung.

Diese sollte jetzt den Aufenthalt ihres Geliebten angeben. Drohung folgte der harten Zurede, aber kein Geständniß kam über die Lippen der frühen Heldin und Mutter.

Lucinde bewies in der That einen heroischen Sinn, und dieser Charakter stellte das Gleichgewicht für ihren Fall wieder her.

„Die Natur hat es so gewollt,“ war Alles was sie zu ihrer Entschuldigung sagte, aber ohne Leichtsinn und Frivolität. — Es war ein starker, runder Knabe, der aber an einer katarrhalischen Seuche dahin starb.

Die junge Mutter suchte Trost und Beruhigung in der Zeichnenkunst, welche sie schon oft zur Verdeutlichung ihrer Anschauungen ge-

trieben hatte. Die Kunst ersetzt die Schwelle einer unvollendeten Liebe.

Dies, liebster Freund, ist die Mythe meiner Jugend, in welcher die Begebenheiten der Natur sich wie einzelne Thatsachen offenbaren.

Heute ist Dein Geburtstag; was ist mir noch für Dich übrig, da ich Dir schon Alles gegeben habe, oder obwohl ich überreich bin, doch nichts davon nehmen darf, das nicht Dein gehörte. — Während ich noch so denke und im Bette liege, die Beine vor mir hingestreckt, wie zwei Verliebte, die allerlei Zweigespräch und Zärtlichkeiten vollführen, kömmt mir ein Einfall. Ich springe plötzlich auf, werfe kaum den Rock über, und laufe fast im Hemde und bloßen Fußes in's Thal hinunter. Es war gut, daß Du nicht hinter einer stolzen Eiche standest und mich in meinem Zustande sahest, Du würdest sonst wieder zu besserer Oekonomie für unsere Familie gerathen haben. Es standen da schon viele Osterblumen, und wie ich auch hin- und herrenne, so sind es doch immer keine Veil-

chen. Denn nur ein Einziges wollt ich, als Boten meines Grußes und Kusses. Da verwunde ich mir den Fuß an einem Dorne; und als ich mich bücke, um das Blut zu sehen und wie es so roth wie Purpur auf den grünen Blättern steht, da ist auch ein Veilchen darunter, mit einem Tropfen aus meinem Herzen. Ich lache über die Marterkrone und blutige Thräne und schicke Dir jetzt Alles zum Morgengruß. Wenn Du ihren Duft verspühreſt, so denke es ist von meiner Seele, die Dir Wärme und Umarmung sendet. Du wolltest immer schon etwas von meinem Blute trinken, wenn Du eilst, so kann diese Ceremonie der Kinder Israels vielleicht noch vor sich gehen.

Nur mußt Du mir noch so viel zum Leben lassen, daß ich mit Gluth und Tiefe Dich umarmen kann, wie Du in mich die Fülle Deiner Kräfte drängst. Ich halte nichts für Gewinn, als was von Dir kömmt. Wir haben uns erlöst und wollen uns abermals erlösen.

Es sind so viele Bettler auf der Erde, als Du Menschen zählst. Die Paare, welche mit Stab und aschgrauem Mantel im Lande umherirren, sind meistens noch Könige, die nur die Hälfte ihres Reiches verloren und noch nicht wieder gefunden haben. Sind wir nicht Zwillinge, deren ganze ewige Geschichte mit Sternenschrift am Himmel steht? Was quälen sich denn die Menschen, und wissen nicht, was sie lernen und suchen sollen!

Es ist aber recht schwer, unsere Geschichte zu schreiben. Das müßte einen Fluß und Strom abgeben, wenn Alles aus dem Herzen in die Feder fließen sollte. Amor schreibt das vor unseren Augen wohl mit Rosenfingern, aber der muthwillige Knabe will keinen Schreiberdienst verrichten.

Seit die hohe und ewige Liebe meine Seele füllt, spreche ich so wenig von der Kunst. Weil Alles an uns Natur, Kunst und Schönheit ist, gleichst auch Du mir jetzt einem Stümper, der davon nur lallen kann. Wüßten wir auch nicht, daß Raphael so viel geliebt hat, so könnten wir es doch aus seinen Worten schließen. Aber seine Seele hatte noch nicht die volle Größe und Heiligkeit der Liebe; dann wäre er stumm geworden in seinem Glück, und so ist es ein Seegen gewesen für die Kunst, daß er die einzelnen flüchtigen Momente seiner Erhebung und Läuterung benutzte, um der Nachwelt davon die bildlichen Zeichen zu hinterlassen. Vielleicht werden wir wieder mehr an die Kunst denken,

wenn aus dieser seligen Ruhe die Sehnsucht gleich einem vergnügten Morgen des Frühlings erwacht und aus dem ewigen Meere unserer Empfindung die Sonne, welche jetzt in dem Herzen ruht, zum erstandnen Bewußtsein der Welt und des Tages sendet. Ich steige jetzt oft wie eine Lerche in der Morgenluft und sehe unter mir den Krystall des Thaues an Blättern und Blüthen hängen, und daß jede Pflanze und jedes Gewächs mit seiner Dolde und Krone nur ein Spiegel ist, auf dem die Klarheit des Himmels und der Erde ruht. Und in ihren unendlichen Geheimnissen erblicke ich die ganze Geschichte unserer Liebe aus Vergangenheit und Zukunft, ich lese Hieroplyphen, welche mir sagen, wie wir uns ewig in einander lieben und genießen werden, so daß durch die Vermittlung unserer Ruhe, die wir ausser aller Welt gefunden haben, auch die Sterne ihre Bahnen wandeln. Was sollen uns jetzt Pinsel und Farben, wo wir die Kunst so im Großen treiben, wo wir geheiligt sind zur Schöpfung und unseren

Worten Alles gelingen muß wie dem ewigen Werkmeister, mit dem wir auch durch den Geist der Sinnlichkeit Eins sind, wie er mit ihm in jeder Gestalt und Materie ruht. Wie heilig ist die Quelle meiner Freuden und Wonnen, wenn ich jeden Theil Deines Leibes mit Wollust betrachte, und darin nnr die Klarheit der ewigen Liebe fühle. Dann muß ich auf jede Stelle, aus welcher so hell und rein die Größe Deiner Seele quillt, den Mund zum Kusse drücken, als sollte es durch Siegel bestätigt werden, daß ich mich auch dort mit der ganzen Hingebung in Dich hinein versetze, daß auch dort ein Thor ist, wodurch meine ganze Sinnlichkeit in Dein liebendes Wesen hinübergehen kann.

Ich merke, daß ich Dir wieder meine Anbetung aufzeichne, und bin also arm an Worten über die Kunst zu reden, was ich mir diesmal doch ausdrücklich vorgenommen hatte.

Lieber, wie mich die Gegend hier erquickt und vollkommener zum Genusse macht. Wenn ich vom Hügel auf das duftende Thal und den

glänzenden Strom sehe, wird jede Sehnsucht nach Deiner Nähe ein Kuß, den sie selbst wie laues Lüftchen in die Ferne trägt.

Die Natur ist hier in einem großartigen Style gedacht, und das ist es eben, was meiner Empfindung so unendlichen Reiz gewährt. Wenn ein frischer Morgenregen die Herzen aller Gewächse und Blüthen mit Erquickung erfreut und gestillt, und der süße Duft ihrer Freude in der ganzen Gegend mich umwallt, so laufe ich in meiner leichten, aber mir noch sehr überflüssigen Bekleidung, die Du immer schiltst, hinaus, und gucke lächelnd hinter jedes Gebüsch, das tausend Perlen auf seinen Blättern trägt, als müßte ich Dich dort finden, um mich in die allgemeine Sehnsucht und den Genuß der Geschöpfe mit unserer Befriedigung zu mischen, und schmolle dann über meine selbstgemachte Täuschung.

Ich glaube doch, wir erlösen noch die Geschöpfe und dann hat es ein Ende mit dem Seufzen und Sehnen der Creatur. Wie kannst Du aber nur solche Launen und Grillen haben, als Du sie gestern ermattet kaum auszusprechen vermochtest. Liebster, wo hört denn das Träumen auf und fängt das Wachsein an. Stehen wir nicht Beide in einem Kreise, um den sich Alles, Thal und Geschichte und die ganze Menschheit dreht? — Wahrheit und Treue sind in der Liebe zwei Dinge, die sich nicht wohl von einander trennen lassen.

Du brauchst mich um Nichts mehr zu bitten, also auch um den nöthigen Verstand und die Klugheit nicht. Der Genuß des Genusses ist die höchste Weisheit, welche wir uns errungen haben. Findest Du eine höhere in der Offenbarung der Natur?

Alle Gewalt der Musik will ich glauben, selbst daß sie goldmähnige Löwen bezwungen und weite Städte mit Handel und Wandel gegründet seit der köstlichen Situation dieser Nacht. Es war freilich nicht die schönste, aber doch die herrlichste, welche die Musik, das schwärmerische Kind, ihren Liebeu aufspart.

Es war eine göttliche Nacht, die süße weichkehlige Nachtigall flüsterte ihre Klagen, ihre Sehnsucht ohne Ruhe durch's Gebüsch, und der Mond goß die sanfte Welle seines Lichtes über Land und Gewässer, über Thal und Hügel, daß das träumende Thier sich kaum in Grube und Versteck zurückhalten mochte. Ich ließ den silbernen Schein frei über meine Glieder fließen und horchte der Natur. Da schwieg plötzlich

die zauberische Sängerin, und als sie den Wunsch nach Deiner Gegenwart so lebendig in meiner Seele gemacht, hörte ich den schwellenden Ton Deiner Flöte in wunderbarer Macht. Die Welle des süßesten Klanges drang wie der goldene Regenstrahl des Zeus grade auf mich ein, und legte und schmiegte sich wie Leda's Schwan mit kosendem Balsam an meinen Schooß.

Einziger Mann, solltest Du nicht ein Echo des unverhofften Glückes empfunden haben? Bebte es nicht leiser und leiser durch Deine Brust, und jede Nerve, die die Sehnsucht nach meiner Gegenwart zum Ziele hatte? Die Täuschung war reizend, aber doch voll Unlust. Im schmeichlerischen Wahne und Vergessen drückte ich das weiche Kissen, auf welchem Du so oft meinen und des Werdenden Herzschlägen horchtest, an meine Brust, und warf es dann weit hinaus vor mir, aus Verdruß, über Betrug, Tücke und Alles.

Ist es denn nicht natürlich, daß die Menschen durch eine Paralysis des Verstandes, bei dem plötzlichen Ueberkommen der höchsten Liebe des Geistes und der Sinnlichkeit wahnsinnig werden müssen, und dann in solchem Zustande bei mehren Völkern für heilig gehalten werden? Wenn die Läuterung und allmälige Abstreifung der Rohheit unser Verhältniß nicht vorbereitet hätte, würden wir dieses Glückes nicht theilhaftig geworden sein. Es hängt Alles so einfach zusammen wie eine Kette, und man könnte es den Ungeschickten so klar und deutlich vormachen wie das Sonnenlicht, wenn sie nur Verstand und offene Augen hätten.

Ich könnte deshalb, so gerne ich auch diese kalt und aschgrau umherwandelnden Menschen-

kinder ein wenig zum Besten habe, und wegen ihres tölpischen und ungebildeten Wesens an der Nase zupfe, mit jenen keine unkeusche Possen treiben. Sie reden oft so vernünftig in ihrer Narrheit, diese Menschen, daß mich kalter Schauer wie beim Regen überläuft, aus dem dann wieder die Hoffnung ihrer tief verborgenen Sehnsucht lächelt, und daß sie glücklicher und inniger genießen, als ihre Miene sagt.

Aus meinen zerstreuten Blättern, die in so lebendiger Unordnung auf meinem Tische und darunter liegen, habe ich heute aus Langeweile einige zusammengelesen, und finde darauf jene schon berührten Gedanken einer Phantasie über die schönste That, die mir jetzt, wo Deine nächste Gegenwart mangelt, für Vieles genügen muß, und auch Dir willkommen sein wird, weil sie den Kern von dem enthält, was wir in glücklichen Stunden poetisch ruhig genossen und gesprochen und wiederum aus dem wundersamen Mährchen genossen haben.

Es ist freilich immer nur das Eine, näm-

lich die Größe unserer Liebe, und das Alte, was doch ewig neu bleibt.

Höre also, ob Du hier nicht mehr findest, als in dem Heroenthume der Geschichte, welche Du bewunderst. Lies es aber mit Ehrfurcht, mein Einziger, und in jener Stimmung, welche die höchsten und edelsten Momente unseres Lebens füllt.

Du weißt, daß das Lesen ohnehin kein Buchstabiren ist, in dem man ohne Mühe freilich die Sylben an Sylben zusammenreiht, sondern eine Vermählung, wie der Strom mit dem erhabenen Meere, in dem sich jedes Atom des krystallhellen Fluidums zur Vergessenheit löst. So lese ich in Deinen Augen, in Deinen Mienen, in jeder Muskel Deines Körpers, die sich jetzt voll Muth und Lebenslust zur Schöpfung neuer Welten spannt, und senke den Kelch meiner Blume entzückt an Deine Brust.

Die schönste That.

Nicht isolirt steht sie da in der Natur und dem Leben; sie ist ursprünglich Eins mit der schönsten Situation, aber in ihr wieder ein Wechsel; ein Muthwille der Kraft, welcher mit Welten wie mit Kieseln spielt, und das höchste Wollen des Menschen, den Inbegriff aller Kräfte bildet.

Zürne also nicht, daß ich, was Du in Deinem allerliebsten Buche vielleicht aus Klugheit übergangen hast, hier Deiner dithyrambischen Phantasie gegenüber aufzeichne. Denn haben wir es nicht durchlebt? Oder schien es die Vermessenheit und Frechheit, das heiligste Ge-

heimniß der Natur zu enthüllen? Sei es gewagt — laß mich ganz die Ungeschickte sein, wie wir so oft gewetteifert haben, wer von uns Beiden der Ungeschickteste wäre und sein könnte! Und trägt die schönste That nicht einen eben so tiefen Gedanken als die schönste Situation in dieser schönsten aller Welten? Sie erreicht die Höhe der menschlichen Freiheit, und kann also keine Frivolität sein. —

Mit dem ersten Lallen der Knospen geht eine wunderbare Musik voll Mährchenlieder durch die Hallen meiner Seele, in welcher Alles Melodie ist, und unsere Empfindung selbst die vollste und reinste Harmonie, wofür die ganze Welt nur Klänge, Töne und Farben hatte.

Die ganze Blumen- und Blüthenfülle erscheint mir wie eine große Nation. Ich sehe sie wandeln, sich grüßen, sich nähern, schäkernd sich umfangen, und einladend verliebte Blicke zuwerfen. Alles ist Bewegung, Regsamkeit, Wille und That in dieser bunten allgemeinen

Sinnlichkeit der feinsten Art; ich fühle wie jede werdende, sich entwickelnde und erstarkende Faser sich sehnet, sich hinzugeben, zu genießen, sich zu vermischen mit dem Dufte des Daseins aus allen Kelchen, und selbst in sich darzustellen, Genuß und Befriedigung.

Mir war es zu dieser Zeit immer, als wäre ich selbst nur eine Blume, roth, blau, weiß, mit athmendem, sich öffnenden Kelche, und auch Du nur, und wir Beide genossen unsere Gegenwart so nahe, daß unsere Sinne in einander schwammen, und der Balsam unserer Vereinigung in den Kelchen ruhte, mit unendlicher Seligkeit und glücklicher Befriedigung.

So fanden wir in der großen allgemeinen That der Natur die einzelne, und das Bewußtsein, welches nur in herrlicher Begeisterung den Genuß des Genusses, die Kraft und Selbstständigkeit unseres Willens, der zur That geworden, erkennen ließ, krönte die Vollendung: Es war der Schöpfung größter und erhabenster Moment!

Und ist denn die wunderbare alte Fabel vom Prometheus, der den Göttern das Licht aus der Wonne ihres Himmels stahl, und seine menschenbildende That etwas Anderes, als unser Bewußtsein? Du warst nicht schöner und liebenswürdiger, als wenn Du Dich an seine Stelle versetztest, und so die Seele des heiligen und ehrwürdigen Gedichtes durch Deinen Willen verjüngtest, welcher der Deine wie der meine war. Wir waren in den verzögerten Augenblicken eben so sehr Empfindung als Bewußtsein, wir fühlten es durch das tiefste Mark unseres Lebens, jetzt müsse und solle der Funke der Vollendung sprühen in elektrischer Magie, welcher einer neuen Welt voll von Sklaven, Phantasieen und Handlnngen in fernster Verschlingung Gewährung gäbe. Wir geboten dem Reize unserer Leidenschaft und erfuhren nach Zeit und Norm, Erfolg und Wirkung in dem rothwangigen Knaben. Nach dieser Unruhe ging eine himmlische Ruhe von Nacht zu Licht durch unsere Seele, wir fühlten es mit unsäglicher

Erquickung, daß unsere Liebe ein Universum ist.

Ich versinke in Wonne vor diesem Bewußtsein der schönsten That. Wandeln wir jetzt vor den übrigen Menschen und Geschöpfen nicht wie junge Götter durch den blühenden Garten der Natur, in dem alle Gebüsche vor Andacht und Bewunderung rauschen, alle Düfte der Pflanzen uns liebkosend umsäuseln? Schön ist das Erkenntniß der schönsten Situation in dieser Welt voll Anmuth und Würde, schöner noch die hohe Begeisterung, welche wie ein Cherub unseren Willen durchflammt.

Darum muß auch unsere Liebe ein ewiger Hymnus sein wie die Harmonie der Sphären, die nur in dieser Fülle hörbar, den anderen Menschen aber unhörbar ist, in der rohen Anspruchslosigkeit ihrer Vereinigung.

Göttlich ist das Bewußtsein dieser schönsten That, bestrafenswerth aber nicht würdig durch die Folter zwischen Himmel und Erde, durch den nagenden Geier und die unendliche Qual.

Aber die Genien des Meeres, aus welchem Alles hervorging, die Okeaniden sangen dem Schmerze des erhabenen Dulders voll himmlischer Wehmuth, und streuten Töne des Trostes in seine gefolterte Seele voll edelster Thatkraft!

Du überlegst schon, ob unser Knabe als Maler sich für das Portrait oder die Landschaft entscheiden wird, weil darauf unsere beiderseitige Ausübung der Kunst beruht. Ist es denn durchaus nöthig schon jetzt daran zu denken, ob wir ihn als Pinsel oder für den Pinsel erziehen werden? Wichtiger scheint mir die Frage, ob wir ihn für das Individuum oder für die Masse ausbilden, mich dünkt für das Erstere. Und hier wiederum wird der allgemeine Character des Menschen vor der Nationalität des Bürgers voraufgehen müssen.

Vor Allem laß uns jedes Pfäffische und Pedantische aus der Methode und den Institutionen scheiden. Die Schnürbrust dieser verworrenen modernen Kleidung soll unserem Knaben nicht das Blut nach dem Kopfe drängen, und ihm die freie Sehkraft des geistigen und leiblichen Auges mit einem trübsinnigen Flor überhängen. Wir wollen für seine Humanität die Natur von der Unnatur, das Wesen von dem Unwesen abzusondern trachten. Ist es nicht betrübt, daß in der Gesellschaft Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen wie Feuer und Wasser gegen einander überstehen?

Vielleicht wird unser Knabe nicht die volle natürliche Disposition seiner Anlagen haben, durch welche wir uns mit Kampf und Freiheit mit Glück und Sieg jetzt hindurchgearbeitet haben. Doch — kann von solchen Eltern sich eine garstige Kruste um seine Anschauungen und Urtheile, um Herz und Sinne legen? Wahrlich, einziger Freund, er muß die reine, strahlenreiche Perle des Lebens finden. Er wird nicht wün-

schen, auf Stelzen zu gehen, zu welchen andere Knaben, wohl nur aus Wahlverwandtschaft oft und meistens so große Neigung haben. Er wird kein Stümper und Sylbenstecher der Gesellschaft werden, weil er nach reiner Verklärung der Verhältnisse seines Geistes und Lebens trachtet. Ihm ist die Welt die beste Welt, in welcher die Sinne und ihr Geist die erste Anwartschaft auf Cultur und Genuß derselben haben.

Erziehe also keinen Maler, keinen Pinsel, sondern die Knospe der Freiheit, in dem hellblauen Glanze seiner lächelnden Augen. Er muß die Tiefe und Höhe unserer Liebe in gleichem Maaße und Werthe kennen, weil eine solche voll Grazie und Feinheit, voll des göttlichen Funkens der Sinnlichkeit ihm das Dasein gegeben. Sein Geist wird eine so helle wunderbare Farbe tragen als unsere ganze Empfindung in der Stunde, da wir ihm im göttlichen Bewußtsein das Leben gegeben und die schlummernden Träume seiner Welt ihre Bewegung erhielten.

Es ist nichts in ihm, was nach dem Falschen, Unwahren und Rohen trachtet, das sehe ich schon jetzt an dem Funkeln seiner Blicke, an dem kleinen Uebermuth seiner Mienen.

Also keine Sorge!

Ich gefalle mir außerordentlich auf diesem kleinen Gute. Die Gegend ist so recht stille und lebendig, so frisch bewegt und doch wieder so einsam wie eine unbewohnte Robinsoninsel, um sie durch unsere Liebe zu bevölkern. Auch auf alle Pflanzen und Gebüsche, auf alle organischen Wesen muß diese Kraft unserer Freude wirken, und um allen Bildern meiner Phantasie die reizendste Blüthe zu geben, ist nichts mehr nöthig als daß der bläuliche Spiegel des See's einmal wirklich wie ein Meer uns umfluthet, und Dein Eilen auf dieses Eiland beschränkt.

Es ist nichts Aschgraues in dieser Gegend, keine nachtwandelnde Menschen, die sich wie Marionetten geberden und große Calculationen machen, deren Zweck und Ende sie nicht kennen.

Meine ganze Philosophie geht auf die Sehnsucht nach Deiner Nähe und den Genuß Deiner Gegenwart. Ich sehe Dich nicht, aber ich höre die Schläge Deines Herzens in dem Tone der kleinen verlangenden Nachtigall, welche ohne jene herkömmliche Furcht im Gebüsche dicht unter meinem Fenster ihr Nestchen hat.

Es ist Alles gut hier. Komm nur, Einziger, es ruht eine schmachtende Arie nach Deiner Umarmung in meinem Herzen. Ich habe eine treffliche Stelle für unsere Liebe bereitet. Fürchte nichts von der Gegenwart des Knaben. Ich bin Madonna mit dem Kinde, darum ist jede Anmuth für uns geheiligt.

Mit Recht hast Du geschlossen, daß ich nicht einen dem Deinen gleichen Gang genommen habe, um zu dem gegenwärtigen Systeme der Ansichten und Meinuugen zu gelangen; daß mich besonders in dem Verkehre mit der menschlichen Gesellschaft eine andere Schule durch das Leben geführt hat, worin es weniger Schmerz und Schwermuth, sondern meistens Unmuth und Uebermuth zu bewältigen gab.

Du hast mir die Darstellung Deiner ebenso interessanten als erfahrungsreichen Lehrjahre gegeben, und willst, daß ich vor Dir dieselbe Offenherzigkeit als Weib hege, welche Du nur als Mann, unbeschadet unserer großen Harmonie, offenbart haß.

Was man anfängt, soll man auch vollen-

den. Ich habe Dir die Knospe meiner Jungfräulichkeit in leichten Umrissen enthüllt, ohne jenes sittliche Gewissen, welches man Schaam nennt, die meistens aber nur ein Deckmantel der menschlichen Unmoralität ist, worunter mit einem unschicklichen Erröthen und Verschweigen Alles verborgen wird, was nicht in die Lage unserer Verhältnisse und Aussichten paßt; so darf ich Dir auch nicht den Zusammenhang meiner ferneren kleinen Geschichten verschweigen, bis zu dem Augenblicke, da unsere Seelen mit einer großen und unendlichen Flamme empor zum Himmel schlugen.

Lehrjahre der Weiblichkeit.

Die bekannte Katastrophe hatte aus Lucinden's Gemüth tausendfache Unlust, Furcht und Schwermuth entfernt, welche sie sonst heimgesucht haben würde. Es gab nur eine kurze Zeit, wo sie am liebsten jede Umgebung mied, und vor dem jungen Informator, dem sie doch noch mehr als eine Aufklärung verdanken sollte, eine gewisse Scheu, als hätte sie etwas ihr doch völlig Unbekanntes verbrochen, nicht verbergen konnte. Sie schlug die Augen nieder, und empfand nachher die größte Unlust darüber, daß sie es gethan hatte, da sie ihm selbst doch gerne recht lange und lebhaft in die Augen gesehen hätte.

Es war ein Glück, daß diese niedergeschla gene Stimmung fast nur einen Moment dauern

sollte. Sie sah einst, als sie so einsam am Fenster stand, eine hingesunkene Blume, welche durch einen in den Kelch gefallnen Tropfen und einen darauf folgenden Funken des Sonnenlichtes wieder zu sich selbst kam, und wie vorhin guter Dinge blühte, und erkannte sich selbst in diesem natürlichen Bilde wieder.

Lucinde trat bald darauf in die Welt, sie sah tausend schöngeputzte Männer und Frauen der großen Stadt, und hätte sie Alle in göttlicher rückhaltloser Freiheit umarmen mögen. Sie war es sich lebhaft bewußt, daß sie einen großen Berg eilig und wie im Traume überstiegen, hinter welchem jetzt eine rings blühende Natur, ein lachendes Thal vor ihren Blicken lag. Ihr Herz sang ein frohes Lied über das andere und glaubte, daß jeder Fremde mit ihr Chorus machen müsse. Ja sie hätte jede Blume und jedes Geschöpf bis zum Käfer und Schmetterling umarmen und an ihre jetzt rosig-schwellende Brust drücken mögen.

Bei allen dem sah sie aber bald, daß diese neue große Welt, von welcher sie dasselbe hoffte, wenig oder gar nicht mit ihr harmonirte. Und doch gab sie nicht jede Hoffnung auf, sondern muthmaßte vielmehr, daß das geringe gegensei-

tige Verhältniß nur an ihrer großen Ungeschicklichkeit liege, und daß sie vielmehr erst eine bedeutende Schule der Erfahrung würde durchmachen müssen. Sie beschloß deshalb in ihrem jungen unerfahrnen aber lebensreichen Herzen und klugen Geiste, es nicht an Aufmerksamkeit und Gelegenheit der Verstandesbereicherung fehlen zu lassen; über jede Begebenheit, die auf den Gang ihres Lebens und Liebens von Einfluß sein müßte, ein sorgfältiges und genaues Tagebuch mit Charakteristiken und Kritiken zu führen. Sie nannte dieses ihre Lehrzeit, eine Pflicht des Geschlechtes und der Person, welche die eigene Klugheit auferlegte. Es sollte ein durchaus romantisches Resultat sein, so viel sich nur immer von der Prosa des Tages und der Poesie der Nacht dafür abschöpfen ließe.

Lucinde betrachtete die Reihen der jungen und älteren Männer anfangs mit gleicher Willkühr. Sie bemerkte an ihnen keinen Unterschied der Mienen und Schönheit, sie achtete gar nicht auf die höchst albernen Complimente, welche ihr von allen Seiten gemacht wurden, sondern sah in der ganzen Corporation nur den Mann und seine Mannheit, wie er sich ihr in Gefühl und Seele gebildet, wie er ihr im Auge und

Anschauung lebte. Es bedurfte nur eines Theiles einer Persönlichkeit, einer flüchtigen Anregung, um das ganze Bild vollkommen zu haben. Es erwachte bei solchen Situationen keine Leidenschaft in ihrer Brust, jede Sehnsucht befriedigte sich selbst durch die nach der ersten Entwicklung der Natur empfangene Weisheit, wie die Blume Mann und Männin im eigenen Kelche zeigt. Sie geizte nach keiner Annäherung und Berührung, weil jede Gegenwart ihr schon genug oder doch nicht die rechte war.

Obgleich ihre frühere Begebenheit nicht wohl ganz verborgen in dieser neuen Umgebung hatte bleiben können, so erröthete sie doch nicht darüber oder zeigte eine ungerechte Schaam, sobald eine unzarte Manneshand den Schleier zu heben und ihr dahinter ihre eigene Persönlichkeit zu zeigen versuchte. Vielmehr zeigte sie eine reizende Würde und das Gorgonenhaupt sittlichen Stolzes, vor welchem auch die Rohheit erbeben und die Wildheit des Lüstlings in seinem thierischen Instinkte zurückschrecken mußte.

Im Ganzen dünkte Lucinde sich erhaben über die meisten der jungen Mädchen, welche die Zeit bis zur bürgerlichen Verbindung mit

einem Manne auf einer ewigen Folter der Leidenschaft und des Gewissens hinbringen zu müssen schienen. Sie hatte ein sehr natürliches Mitleiden mit diesen Augen voll Trübsinn und Melancholie, mit den bleichen Wangen und verkümmerten Herzen. Auch ließen diese Trauernden es keineswegs an Aufmerksamkeit und Achtung fehlen, welche sie aus Bewußtsein ihrer Unwürdigkeit der Glücklicheren zollten. Als wollte die Natur selbst in ihnen ihr Recht nicht vorauskämpfen lassen.

Und dennoch hatte auch sie eigentlich noch nicht geliebt! Das Gefühl vor dem Lehrer hatte dem vor dem Liebhaber die Waage gehalten.

Lucinde bewegte sich nach und nach, ohne Rücksicht auf die weibliche Umgebung, sehr frei in der sie umgebenden Gesellschaft; ja sie ließ es die jungen Frauen und Mädchen nicht undeutlich merken, wie viel sie bei so jungen Jahren an Bildung und Lebensklugheit bereits vor ihnen voraus habe. Wenn das weibliche Geschlecht sich deshalb von ihr zurückzog, so hielt sie sich desto mehr und fleißiger zu den Männern. Hier aber zeigte sich bald ebenso die geringe Bildungsfähigkeit und der roheste Egoismus. Jeder glaubte anfangs durch ihre lie-

benswürdige Naivetät und trauliche Unbefangenheit gefesselt, sie Sein nennen zu dürfen, und wurde bitter und zeigte sich unmäßig gekränkt, sobald sie einem Anderen dieselbe Gunst und Grazie zuzuwenden schien.

Auf diese Weise hatte Lucinde bald die ganze männliche Reihe ihrer reichen Umgebung zu Freunden und Feinden gehabt. Es schmerzte sie endlich, daß auch die Verständigsten sich in ihrer Männlichkeit und Unbefangenheit nicht zu erhalten wußten, daß sie so viel von der Schönheit und Würde ihres Charakters vergaben, daß sie so wenig die wahre Natur der Gesellschaft kannten; sie beschloß deshalb einen anderen Versuch einzuschlagen.

Sie saß und weinte die bittersten Thränen über die Verkehrtheit und Unbildsamkeit der Menschen. Sie hatte es jetzt mit beiden Geschlechtern verdorben. Mit dem weiblichen durch Preisgabe der Prüderie, mit dem männlichen durch die des Egoismus. Was mit dem Ganzen verdorben war, sollte unter größter Vorsichtigkeit mit dem Einzelnen wieder aufgenommen werden.

Wäre sie ein Mann gewesen, so würde diese Oede und Leere des Geistes sich von selbst

durch wilde Jagd und nächtliche Schwärmerei, durch ungesättigte Lust und kalte, dumpfe Scherze ausgefüllt haben; so aber erforderte es Natur und Klugheit des Jahrhunderts, die Kunst der Weiblichkeit wieder zu einem graziösen Blüthennetze für das Leben und seine Freuden auszuspinnen.

Aus den Grau in Grau umherwandelnden Menschengestalten mit den albernen, unverständigen und völlig werthlosen Herzen wandte unsere Heldin sich jetzt zu denen der Kunst. Sie wollte die Umgebung in den Rahmen gesonderter Partien zusammenfassen. Die Gegend hatte im Ganzen kein geordnetes Ansehen, und trat dem Blick bald sanft, bald wild, ja man hätte sagen können, frech entgegen.

Lucinde hatte nie ein eigentliches Kunstbedürfniß gehabt, deshalb zog sie auch jetzt mehr die Laune als die Phantasie in ihre Situationen. Ihr Gemüth fand darin auch jetzt keine Auflösung von dem erregten Unmuth, deshalb schweifte sie unstät mit ihrem Portefeuille im Thal und Gefilde umher. Am liebsten war sie dort bis zum Mondlicht, das sich sanft und weich auf Wiesen und Gebüschen lagerte, um, wie sie meinte, die Gestalten in ihrem rechten Lichte zu

sehen. Das Sonnenlicht nöthigte den Gestalten immer eine Röthe in's Gesicht, welche nicht die der Unschuld, sondern der Schaam war, und zwar über die selbstverschuldete Nichtigkeit und den menschlichen Unwerth.

Derbe Landleute nnd muntere Hirten, hastige Buben und kecke, auffordernde Mädchen voll Lebensberuf waren die beste Zugabe ihrer Staffagen. Sie fand dort einen drängenden und sprengenden Kern der Natur, dessen Schaale wenigstens noch nicht von Schlacken des Unsinns überrostet war. Was sich dort liebte, wußte auch warum. Wäre sie mehr schreibende als lebende Dichterin gewesen, so würden die Umrisse eines großen originellen Romanes ihr hier überall vor die Anschauung gesprungen sein, wie aus den Rissen der Berge und Felsen an's unbefangene Tageslicht.

Bei der Aufnahme einer Partie wurde sie durch einen Reisenden überrascht. Man sah es seinem ganzen Wesen an, daß er aus der Reise ein sociales Geschäft machte, das wenigstens der ganz äußeren Form nach zur Routine des Lebens gehörte.

Der Embryo dieser Bekanntschaft, welche

sich hier anknüpfte, schwamm scheinbar in dem Schooße des Ethusiasmus.

Es war eine Blume der Romantik, aber eine Romantik des Todes, des Moders, und Lucinde liebte nur die des Lebens und der Genesung.

Der Gentleman gehörte zu denen, welche das Interesse an der Kunst fabrikmäßig betreiben. Darin stimmten freilich Beide überein, daß sie damit nie etwas Innerliches bezweckten, aber was bei dem Einen Charlatanerie war, war bei der Andern ein Spiel der Gemüthsstimmung. Und doch wollte Lucinde Zeit und Gelegenheit nicht unbenutzt vorüberstreichen lassen. Sie ertrug es mit Geduld, daß er ihr von Ruinen und Gegenden aller Länder erzählte. Selbst die Situation des ersten Erblickens, welches sich fortwährend in das Gewand der einzigen und nothwendigen Liebe hüllte, hatte für sie wenigstens nichts Abstoßendes, sie ertrug es mit ihren Grundsätzen, obgleich diese weit anderer Natur waren. Vielleicht, dachte sie, ist es nur ein falscher Ausdruck einer guten Sache; ich will doch sehen, wohin der Faden läuft, ob er nicht dennoch ein Ende nimmt oder sich in Werg auflöst. Der Mensch ist nicht

gebildet, um sein Werk, und vor Allem das der Liebe, durch ein göttliches Werde zu schaffen. Hier ist ein allmäliges Verschmelzen in dem Tiegel der Harmonie und sympathischen Ruhe nöthig. Die Seele muß erst alle Pulse der Seele fühlen, bevor sie sich überzeugt, daß die Herzen in gleicher gesundester Parallele schlagen.

Die Wahrheit kam bald zur Offenbarung. Lucinde bemerkte die niedere Sphäre des sinnlichen Bedürfnisses, und mied eine Persönlichkeit, die sie mit Ekel erfüllte! Sie war zufrieden, eine neue Seite des Geschlechtes kennen gelernt zu haben, daß Jemand mit Illusionen wie mit Fangbällen spielen und sich zu gleicher Zeit mit dem bestialischen Instinkte zufrieden stellen kann. Sie schrieb dem Enthusiasten der Kunst und Liebe ein Billet, in welchem sie ihm jeden ferneren Umgang untersagte und zugleich die schreiende Disharmonie seines Charakters darlegte. „Ich glaube wohl," sagte sie, „daß Sie nicht der einzige Mann dieser Art sind. Ich will mich mit dem Wahne trösten, daß noch Viele mit der Larve umherwandeln, hinter welcher Sie Ihre thierische Rohheit zu verbergen suchen. Aber schon Ihr System der Liebe, des-

sen Grundprincip Sie plötzlich beim ersten Anblick meiner Person in die Gegend hinausschleuderte, und als dessen leitende Gedanken sie die von Kunst und Alterthum wohlweislich zu verbrauchen wußten, mußte mir verdächtig erscheinen. Bei Ihrer Ansicht von den Merkwürdigkeiten der Städte und Länder, der Kunst und Natur, wer bürgt mir dafür, daß Sie mich nicht selbst als eine solche Merkwürdigkeit unter der Form ihres Weibes heimgeführt hätten? Wäre ich Ihnen etwa mehr gewesen, als eine Natur, zu der und über die Sie gesprochen, und die Sie dann, wenn auch in ein goldenes Haus und diamantenes Schloß voll leuchtender Farben und blitzender Funken, zur Schau, zur Unterhaltung, zur Demuth, zur Selbstqual, am Bache der Thränen hingesetzt hätten?"

Sie wurde nach diesen hingeworfenen Worten sehr bewegt und weinte wie noch nie, weil alles Falsche und noch mehr die Larve sie empörte, während die wachsbleiche hölzerne und blutlose Marionette sie nur zu einem ironischen Lächeln reizte, das nicht ohne Hoffnung auf Gesundheit und Erwärmung blieb.

Sie hätte anhaltend schwermüthig werden können, wenn aus dem trüben Strome des

Daseins nicht von Zeit zu Zeie wieder der grünumkränzte Genius ewiger Heiterkeit hervorgetaucht wäre. In dieser Stimmung, welche nur Stunden, nicht aber Tage und Wochen lang sie beherrschte, überraschte sie eine Persönlichkeit, welcher viel Genuß und Leichtsinn inne wohnte. Es war dies der Kapellmeister der italienischen Oper. Um Carlo's Augen und Mundwinkel schwebte ein Zug des feinsten Epikuräismus. Das schwarze Haar, der zierliche Baart bildeten ein zartes Relief zu dem Feuer des Blickes. Oft zog eine Wolke wie ferne Wehmuth um längst verklungene Jugendlust über die geisterhafte Stirne. Carlo genoß wegen seines eminenten Talentes eine unwiderstehliche Achtung, und doch mieden besonders die Damen seine unheimliche Nähe.

Als Lucinde ihn das erste Mal sah, stand er an der Seite des Parquets gelehnt, und ließ das finstere Auge über die geschmückten Logen streifen. Man bemerkte, daß jenes in seinem ruhigen Gange mehr nach Genuß als Schönheit suchte. Dann fuhr er sich mit einem weißen Tuche über die Stirne, machte eine Bewegung, wie Jemand, der plötzlich aus einem

tiefen Gedankengange aufgeschreckt wird, und eilte hinaus.

Das Leben um die Bühne rinnt in einem ewigen Flusse von Thorheit und gleichgültiger Ausgelassenheit. Carlo spielte mit den Actricen und Sängerinen das gewöhnliche leichte Spiel. Seine Stellung gab ihm tausendfache Gelegenheit, den Augenblick wenn auch nur im Momente zu genießen. Aber es war kein Sieg, sondern Gewohnheit und herkömmliche Sitte, und dieses hatte seinen Sinn für die Empfindung durch eine Reihe von Jahren völlig kalt und theilnamlos gemacht. Er genoß mit derselben Bewußtlosigkeit, mit welcher die Schöne sich ihm ergab, ohne Gedanken. Jede Richtung auf ein bestimmtes Ebenmaaß, auf die Harmonie der Neigung war ausgetilget. Weil jedes erdenkliche Opfer fehlte, so konnte auch niemals von einem Werthe die Rede sein. Dieser Sybaritismus machte ihn den Frauen, und mehr noch den Mädchen in jeder Hinsicht unleidlich. Daher kam es, daß auch seine weiblose Oekonomie ohne Fürsorge blieb, und gewissermaßen in einer beständigen Auflösung und Unzulänglichkeit begriffen war.

Hier glaubte Lucinde nun in's Mittel tre-

ten zu müssen. Bei einer schicklichen Gelegenheit erbat sie sich, die Verwalterin seiner häuslichen Verhältnisse zu werden.

Sie fühlen keine Entwürdigung in meiner Umgebung, schöne Lucinde? fragte Carlo, als er sie zum ersten Male in seiner Wohnung anordnend thätig fand.

Ich muß um einen Mann Beschäftigung haben, um meinen Unmuth an den Männern zu zerstreuen.

Dies klingt paradox.

Mag es. Wenn nur die Wahrheit näher liegt als die Unwahrheit.

Meine Stellung — mein Ruf —

Ich weiß es. Ich kenne das Amt, die Bürde ihres Lebens.

Sie spotten.

Nicht im Geringsten. Ich kenne den Grund und die Form Ihrer Leidenschaft, wie ich den eigentlichen Charakter des Mannes kennen möchte. Lassen Sie mich Ihre Ceremonienmeisterin sein. Wir wollen gelegentlich Dialoge über das Wesen und die Kraft der Musik anstellen.

Sie nöthigen mir Verbindlichkeiten auf.

Die Sie ohne Beschwerde ertragen können.

Verlangen Sie keine Metamorphose! —

Allzuviel Demuth.

Und Stolz! —

Betrachten Sie mich als Ihre Schülerin, Carlo; hören Sie? als Ihre Schülerin.

Ihre Nähe schon ist Vorwurf. Die Jahre —

Haben Ihnen Erfahrung gegeben, Carlo. —

Sein Blick verfinsterte sich. Er trat bewegt an das Fenster. —

Man sprach bald von Carlo's neuer Maitresse in gewöhnlichen Ausdrücken. Lucinde sah auf diese Seite der Civilisation ohne Rückblick. Es war ihr wie bei einer Ordalie, sie bestrich das hingehaltene glühende Eisen, ohne ihr Bewußtsein zu verletzen. Sie fühlte etwas vom Begriffe der Freundschaft des Alterthums durch ihre Adern rinnen. Sie war so wenig Schwärmerin, daß sie selbst die Romantik ihrer Stellung nicht bemerkte.

Andere Begriffe, welche sich aus diesem Verhältniß erst von Tage zu Tage mehr entwickelten, trugen das Gepräge der Freiheit. Es war nichts Geheimes und Innerliches, aber auch nichts Gehässiges und Unleidliches in dem Umgang. Dieses verhinderte Lucinde durch ihre Gesinnung; daß jenes nicht geschah, daran war bei Carlo der Mangel an warmer Lebensblüthe

und frischer, natürlicher Mäunlichkeit Schuld. Lucinde mußte aber wiederum bemerken, wie unmöglich es ihm wurde, bei dem Bedürfniß naturgemäßer Liebe, dem Zusammensein das rechte Leben einzuhauchen. Dadurch, daß sie jeder Fessel der Gewohnheit, des Rechtes, sich losgesagt, war ihr in dieser Lage nur die Kälte und Unbehaglichkeit des Gedankens geblieben. Es konnte niemals die Befriedigung der Persönlichkeit stattfinden.

Eine Veränderung wurde durch die Ankunft eines jungen Menschen hervorgebracht, dessen Absicht es war, bei Carlo die Composition zu studiren. Durch diese Jugendlichkeit rettete Lucinde sich vor jedem Anfluge der Verzweiflnng und Zerrissenheit des Gemüthes, welcher sie sonst mit der Zeit unfehlbar würde erlegen haben. Es war nicht die richtige Farbe, aber es war dennoch eine welche ihrem Gemälde männlicher Gestalten wohlthun mußte. Der Jüngling schien in seinen hellen, blauen, Augen den ganzen Himmel mit in die Residenz gebracht zu haben. Sein Blick war sanft und stets zurückgehalten; das blonde Haar fiel in leichten Locken um die feine gewölbte Stirne. Der Anstand war mehr ungebildet

als nachlässig. Jede Geberde geschah mit einer gewissen Ungeschicklichkeit, seine Hand zitterte sobald er den Damen, und selbst Lucinden etwas zu überreichen hatte. Lucinde bemerkte gar bald, daß diese Lippe von dem Kusse der Liebe noch unberührt war. Sie dachte mit einem unendlichen Wohlgefallen an das schlummernde Geständniß, an die verworrene Sehnsucht und das schwermüthige Verlangen.

Mit besonderem Wohlgefallen ließ sie sich von ihm am Flügel und im Gesange unterweisen. Sie fühlte das Klopfen seines Herzens, wenn sie leise mit ihrem vollen bloßen Arm seine Kleider streifte oder mit ihrem Knie das seinige berührte. Wenn er mit zittender Hand ihrem Finger auf die Taste half oder ein Duett mit ihr sang, und die ganze aufwogende Empfindung sich seiner bemächtigte, dann hätte sie ihn oft mit einem Kusse an ihre Brust schließen und den in der Asche schlummernden Funken ins glühende Leben rufen mögen, wäre es nicht ihr System gewesen, das Gefühl sich hier frei entwickeln und den eigenen reifen Ausdruck gewinnen zu lassen.

Der Jüngling war, ungeachtet längst über die Jahre der Geschlechtsentwicklung hinaus,

doch unbeholfen mädchenhaft und von roher Keuschheit. Es war die gute deutsche Natur, welche sich in dem Urwald der Eichen ein Mal erkältet hat, und nun niemals wieder in die Atmosphäre eines warmen gluthauchenden Lebens hinüber gelangen kann. Er hatte noch keinen Begriff von der Idee und Wahrheit des Lebens, und dieses grade war es, was Lucinde mit Wehmuth erfüllte. Er sprach mit Entzücken von der grünen Flur und den dunkelblauen Veilchen darauf, von der kühlen Waldluft und dem weichen, auf Busch und Eichen schlummernden Mondschein, aber immer in verschwebender Sentimentalität, ohne klaren Liebreiz der Empfindung und tiefere Ahnung des Lebensgenusses.

Das Verhältniß der Geschlechter war ihm ein finsteres und abscheuliches Mysterium. Er vermied absichtlich jede Entdeckung, welche ihm ein unkeusches Geheimniß auf's Herz legen könnte.

Lucinde bemerkte mit Abscheu die ungeheure Kluft, welche hier bereits zwischen der Gesellschaft und reinen Menschheit obwaltete. Um das Gemüth wo möglich in den natürlichen Hafen des Lebens einzuleiten, bedurfte es von

ihrer Seite der geschicktesten Aufmerksamkeit und der feinsten Combination des natürlichen männlichen Sinnes.

Noch mehr aber begriff sie vollkommen das Gefährliche dieser Situation. Wie leicht konnte es ihr auch hier begegnen, als eine Märtyrerin der Wahrheit mit der Zunge gegeißelt, durch den Ruf der Verführung einer reinen unschuldigen Seele, eines unbefangenen treuen Gemüthes gekreuziget zu werden! Und doch hielt sie es nach reiflicher Ueberlegung für den Beruf ihrer hohen und freien Natur das gewagte Spiel auf die Gefahr hin zu spielen, die Liebe auch an diesem Gegenstande zu läutern und für das männliche Bewußtsein auf den siegreichen Willen und die verständige Thatkraft zurückzuführen.

Sie hatte gar bald erfahren, welche Klippe, an der jede vernunftvolle Liebe scheitern mußte, sie hier zu besiegen hatte. Es war keine geringere, als die von Kindesbeinen auf eingepflanzte Neigung, als die mit dem Flügelkleide angezogene Bestimmung, die geliebte Kleine sollte die angebetete Jungfrau, die besungene Braut und zärtlich, mit immer gleicher Inbrunst umfangene Gattin werden.

Lucinde hielt dieses Verlieben und Halten eines eingeimpften und unbewußten Schwurs durch alle Lebensperioden für ein Unding der ehelichen Gesellschaft. Sie hatte bereits vielfältig Gelegenheit gehabt, über den häufigen Zwiespalt und das Ungeschickte und Unbequeme der Ehe zu reflectiren, und dabei häufig gefunden, daß der Grund der Unbequemlichkeit auf die zahlreichen Fälle des kindischen Spielens und Verliebens zurückzuführen sei. Je mehr sie sich klar wurde in dieser Einsicht, um so eifriger beschloß sie, die Lehrjahre ihrer Weiblichkeit auch an dieser Situation zn versuchen.

Die Muse hat es nicht für nöthig gefunden, den ganzen Verlauf dieser Unternehmung chronistisch aufzuzeichnen. Vielleicht ist sie auf Hindernisse, durch Vorurtheile gestützt, und falsche, aber unbesiegbare Gründe und Gegengründe vertheidigt und am Ende auf orthodoxe Treue und Begriffe zurückgeführt, gestoßen, deren detaillirte Erzählung mehr Unmuth als Freude in Blüthe und Saat kommen ließen. Nur einzelne Momente sind durch die Monologe eines Tagebuches aufbehalten worden, deren Verzeichnung hier der Vollständigkeit und Verständlichkeit wegen aufbehalten bleiben mag.

Armer Jüngling, welcher Zauberspruch des Wahnes hält Dich gefesselt? Ich sehe die Angst, den Kummer, den Schmerz, die Qual in Deinen Mienen, ich lese die Selbstpeinigung in den schüchternen Blicken Deines Auges. Du wagst mich nicht anzusehen, Du zitterst in meiner Nähe, die Berührung meines Gewandes, ein Strahl aus meinem Auge bezaubert, nein, erstarrt Dich zum Entsetzen wie das magische Geräusch einer Klapperschlange. O, ich weiß es, vor Dir bin ich nichts weiter, darum fliehest Du mich, darum entsetzest Du Dich bei meinem Kommen. Du flüchtest in einen Kreis, auf eine Stelle gebannt zu werden, um dann Dein Leben, Dein Glück, Deine Seligkeit, Deine Liebe, Dein Alles zu verlieren. Welche Kinderei! Welche Possen.

Als Du ein Kind warest, thatest Du, was Große mögen, und da Du groß bist, wirst Du kindisch vor der Zeit. Eine Gewohnheit unter Kindern, ein Spiel der Ehe bestimmt Dich, diese Kinderei als Schickung und Fügung, ja wohl gar als Vorherbestimmung anzusehen. Aus elegischer Gemüthsstimmung zwingst Du Dich zu einem Verhältniß, welches nun das unglücklichste wird, das Dir begegnen kann.

Was Du für Liebe nimmst kann unmöglich etwas anderes sein, als die Beobachtung einer krankhaften Ueberlieferung, als die Feigheit, nach welcher Du nicht fragst, Dich über die albernen Ansichten der bürgerlichen Gemüther zu erheben. Die Liebe kann unmöglich da sein vor der Entwicklung der Geschlechter; nur das Geschlecht, welches reif ist, und die Würde und den Reiz seiner Bestimmung kennt, hat eine Vollmacht über das Geschlecht. Das Geschlecht will eine Hebung des Fleisches, es will sich durch das Entgegenkommen der Natur hinüberleben und sich gegenseitig zur Vollkommenheit auf dieser Erde bringen. Dazu gehört Gesundheit, Kraft, Muth, die frische des Geistes wie die Spannkraft des Körpers. Es muß ein Morgen kommen, an welchem wir nicht allein die Sonne in größerem Feuer erblicken, sondern auch die Formen, Farben und Gestalteu, die Glieder, ihr Begegnen und Bewegen mit anderen Augen ansehen. Dieser Moment ist die plötzliche Entfaltung des Geschlechtes. Aus einer übelverstandenen Sittlichkeit, aus einer falschen Unterdrückung der lebenvollsten Kraft, Florio, zwingst Du Dich zu einem Klosterdienste, der außer dem Bereiche Deiner Wünsche liegen

muß. Ich will versuchen, Dich aus diesen Mauern Deines Philisterthumes hinauszuführen. Du sollst zugreifen; ich will nicht Dein böser sondern Dein guter Engel sein. —

Mit besonderer Freude gedachte Lucinde an diese Situation. Sie konnte sich unmöglich den Anblick ihres Tugendschwärmers versagen, wie er sich benehmen würde, wenn der Rückweg zu dem Pfade seiner Grundsätze ihm so gut wie abgeschnitten war, und er nun mit Jünglingskraft die Blumen des Genusses abpflücken sollte

Florio schwärmte mit der weichsten Passivität und den schwelgendsten Empfindungen für das Streben und Treiben der leblosen Natur. Lucinde hatte die Farben unter blauem Himmel gern, sie konnte dort mit allen organischen Geschöpfen verkehren, aber sie betrachtete Alles nur als die Staffage des Fleisches, als den

Hintergrund des Lebens. Sie benutzte also die Gelegenheit, ihren Jüngling ins Freie zu begleiten. Sie hörte ihn mit heimlichem Lächeln über Strom, Wald, Berg und Thal seinen lyrischen Ergüsse sprechen, sie ging mit selbstgefälligem Behagen auf seine Ideen ein, welche die stumme Natur vergöttern und den Menschen darüber zum Steine machen.

Florio war nie so beredt gewesen. Er war in diesem Kreise einheimisch. Seine Empfindungen ergossen sich ohne Rücksicht, und aus einem Auge leuchtete der Schein eines lange unter der Asche ruhenden Feuers. Mit den Worten wurden auch seine Bewegungen leichter und freier. Er schien sein ganzes früheres Verhältniß zu Lucinden vergessen zu haben, er verhandelte mit ihr wie seines Gleichen.

Diese Lebendigkeit war für Lucinden der glücklichste Moment, ihren jungen Zögling der Liebe die volle Kraft des Genusses kennen zu lehren.

Wir müssen hier ruhen, auf dieser weichen, grünen Matte, Florio. Lag're Dich zu mir. Sieh wie der Duft des Grases, das Zwielicht des Laubdaches uns umspielt. Wie viel jetzt Alles größer und saftiger erscheint. Die Blume

ist reizend, nicht wahr? Ihre Farben schillern voll Geist und Leben. Das Licht hat in unsern Augen eine doppelte Macht erhalten. Die ganze Umgebung scheint ihr dienstbar, ja jeder Gegenstand ist der Diener des andern. Und dann betrachte uns selbst in diesem Widerschein der Farben, in diesem Wogen des Lichtes. Der Glanz und die Formen unserer Glieder, ist ihre Bedeutung in dieser Situation nicht eine andere geworden? Gewiß, Du hast Dich gewöhnt, nur das Seelenlose zu verehren — hat auch jetzt das Beseelte für Dich keine höhere Bedeutung? Du zweifelst an dem Edlen, Du fürchtest Dich in Deiner Empfindung zu verunreinigen, was wollen wir denn jetzt in diesem Frohsinn weiter als auch uns genießen wie diese Gegend!

Florio horchte, seine Brust schien in einem inneren Kampf begriffen. Lucinde legte ihre Hand leise auf seine Kniee. Durch die Nähe wurde er halb genöthigt, seinen Arm um ihren entblößten Nacken zu schlagen. Beider Lippen schienen sich magnetisch einander anziehen zu wollen, um die Seufzer des verlangenden Herzens unmittelbar in einander überfließen zu lassen. — Da sank Florio in Betäubung zurück.

Seine Farbe verschwand, das Auge schloß sich wie das eines Sterbenden.

Diese Begebenheit war gegen alles Erwarten. Lucinde schloß auf einen übergroßen Seelenkampf, welcher die völlige Abspannung aller Nerven und Lebensgeister zur Folge hatte, oder auf einen Krampf des Gemüthslebens.

Es währte lange, ehe er wieder zu sich selbst gebracht wurde. Er war bei der wiedergewonnenen Besinnung nnd Lebenskraft ohne Worte, doch ersichtlich mehr aus verschämter Reflection als aus Abscheu und Verachtung. Eine Krisis war jedenfalls in ihm vorgegangen, nur war er seiner in dem Momente selbst nicht Herr geworden.

Beide gingen schweigend nach der Stadt zurück. Bald darnach reiste Florio ab; als Grund hatte er eine Familienaufforderung angegeben. Auch Carlo sah sich genöthigt die Stadt zu verlassen. Man wollte wissen, er sei mit einer Sängerin davongegangen. So hatte Lucinde denn ihre sämmtliche Umgebung verloren, wobei es ihr nicht einmal gelungen war, einen Freund zu erhalten, wie sie sich dieses Verhältniß, ohne Dazwischenkunft der Sinnlichkeit ausgebildet hatte.

Nach dieser Zeit hatte sie Tage die zu den unangenehmsten ihres Lebens gehörten. Sie vermied die gewöhnliche Gesellschaft, weil sie ihr zu albern und ungenügend war, und verabscheute die Männer, weil sie sie bisher nur als rohe Thoren oder verbildete Einseitige kennen gelernt hatte. Nur eine Erfahrung sollte sie nach machen um dann in den Hafen der Zufriedenheit einzulaufen.

Es war dies ein junger Mann von sehr unscheinbaren Wesen. Er war viel gereist aus Interesse. Er benahm sich in der Gesellschaft mit Leichtigkeit und gewährte besonders den Damen eine liebenswürdige Unterhaltung. Man konnte wohl sagen, es lag in diesem seinem Benehmen etwas Ritterliches. Er dichtete aus dem Steggereif und besang die Reize in den treffendsten und anmuthigsten Versen. Seine Ansichten hatten stets eine besondere Wärme und Innigkeit. Auch Lucinde hatte ersichtlich großes Interesse für ihn, er zeichnete sie oft aus ohne es zu wollen, als ob die Empfindung ihn überraschte.

Er hatte Lucinden ein Sonett überreicht, welches wie ein feines Geständniß klang. Er pries die Jungfräulichkeit an ihr, die keusche

Blüthe eines solchen Weibes; unberührt wie die heilige Jungfrau.

Die Besprechung darüber erhielt bald Gelegenheit. Es lag ohnehin für Lucinde eine Aufforderung in jenem Gedichte, des Verfassers volle Gesinnung darüber kennen zu lernen. Er enthielt ihr nicht seine Absicht, daß nur ein Mädchen seine Gattin werden könnte und dürfte, deren Leib rein wie die Lilie, die von einem Manne noch unberührt sei.

„So kann ich nie Ihre Gattin werden,“ rief Lucinde mit festem und besonnenem Tone und sah den Geliebten erbleichen.

Sie sahen sich niemals wieder. —

Ich fühle es, einziger Mann, wie mit jedem Tage, der unter Deiner Abwesenheit verstreicht, Deine Gestalt nur größer und größer und endlich zu mir heranwächst. Meine Sehnsucht und Liebe wird zum Gärstoff, der Deine,

meinem geistigen Auge nur sichtbare Erscheinung, elastisch ausdehnt und bewegt, so daß ich den Druck Deiner Umarmung, die Gluth Deines Kusses auf meinem Busen fühle. Wie lange aber willst Du verziehen in dieser Entfernung? Darf ich es glauben, wie Du mich versicherst, daß Deine Natur dieses Gesetz der Trennung verlangt, um neuen Muth der Neigung und Zärtlichkeit zu gewinnen? O Julius, mein Herz ist voll und heiß, wie am ersten Tage, da wir Dithyramben und Hymenäen sangen. Erwarte nicht daß ich ein wiederkäuendes Thier sei, welches von dem Genusse der Erinnerung lebt, jede Kraft und Fülle der Liebe eben so reichlich in der Phantasie wie in der Ralität zu genießen versteht. Meine Natur ist untheilbar, mein Geist ist so mit dem Körper verbunden, daß er ohne diesen kein Dasein hat. Ich bewundere, wenn ich in die Tiefe dieses Verhältnisses blicke. Es zerfließt Alles um mich in aschgraue Nebel, sobald ich mir die Gestalten, die wandelnden Geschöpfe, auch in der höchsten Function ihrer Individualität, zu geistig denke.

Und dennoch treibe ich allerlei Spiele des Geistes, um mir die Langeweile zu verscheuchen.

Ich nehme muthwillig dieses und jenes Thema auf, welches uns einst zur Folie diente, um damit die Tändelei unserer Liebe zu fingiren. Was denkst Du? ich habe sogar meinen Gedanken über den Platonismus der Liebe eine gewisse Form gegeben, und auch jetzt wieder, wie wir Beide früherhin gefunden, daß es eine Art von Wahnsinn ist, der nur in einem kranken ausgedörrten Gehirne zum Vorschein kommen kann. Eine Liebe, die ihr Entzücken in einer Spiegelfechterei der Geister hat, die wahrlich keine gute und lebensholde Geister sind. — Himmel, welche Thorheit. Wie kann man die Liebe so mißverstehen! Wie kann man sich selbst so gegen den süßesten, vollkommensten Reiz des Lebens ertödten! Es ist eitele Träumerei, eine Liebe zu constatiren, zu verknüpfen, die nicht eben so sehr Geist der Sinnlichkeit als der Seele ist. Die Macht des Körpers mit seinen Ansprüchen verkennen heißt das Leben persifliren. Wir kennen noch keine andere himmlische Liebe, als die, welche der Genuß reeller Sphären durchgeistigt und zum Sterne des Lebens erhebt, der durch die Schatten der Welt und Gesellschaft seine funkelnden, erquickenden und entzückenden Lichter wirft. Siehe, darin besteht

eben die Würde unserer Ehe, daß wir unsere Bestimmung zu lieben, nach der Größe der Erschöpfung erkannt haben, und eine Ganzheit gefunden haben, wo Andere nur eine Halbheit oder nicht einmal so viel herausbringen und sich dabei glücklich wähnen, oder vielleicht gar das ganze Räthsel des Daseins gelöst zu haben glauben. Kehre wieder, damit wir den besten Beweis jener Richtigkeit in der neuen Verklärung unseres Genusses finden. —

Was man von bloß geistiger Liebe spricht, ist der Neu-Platonismus derselben, eine Afterphilosophie ohne Grund und Boden. Wie reizend und schön ist hingegen jene angebliche Mythe des Plato, welche aber die lauterste und seligste Wahrheit, worin er sagt, daß Mann und Weib einst ein Leib und eine Seele gewesen! Also merke, Beides, auch ein Leib, von einer vollendeten in Religion gesättigten Seele

durchdrungen. Erkennst Du nicht daran die hohe Harmonie unserer Individualitäten wieder? —

Komm, Julius, lasse die Hälfte Deines Selbst nicht länger in Auflösung ohne Halt und Schwerpunkt umherirren. Kannst Du denn eine getheilte Creatur, einen halben Körper am Leben erhalten? Jedes meiner Worte ist ein Fragezeichen, ein Ausrufungszeichen nach dem Besitze unserer Einheit. Ist die Erde denn etwas ohne den Himmel, oder der Himmel ohne die Erde? Ich empfinde weder Sonne noch Mond. Es ist Nacht. An der Bewegung Deiner umschlungenen Glieder fühle ich die Bewegung der Elemente, an dem Klopfen Deines hochschlagenden Herzens, das System der Natur, Dein Kuß ist Sonnenschein. Säume nicht, laß uns das hohe Lied unserer Umarmung austönen! —

Liebe und Ehe.

Lucinde. Kömmst Du, endlich!

Julius. Endlich.

Lucinde. Ich habe Dich nach dieser unendlichen Trennung mit demselben Verlangen erwartet, als in jenen Augenblicken, da wir aus der ganzen Welt uns zuerst zusammen fanden.

Julius. Die Götter lenken die guten und bösen Momente, das Kommen und Weilen mit gleicher Hand.

Lucinde. Ist das aber nicht der Triumph unseres Lebens gewesen, daß wir über dem Verhängniß standen und der Alltäglichkeit des Geschickes ein Schmerzchen schlugen.

Julius. Wie viele Kraft hat Deine Seele, so elastisch, als Dein Körper im Geben und Empfangen ist.

Lucinde. Aber was zauderst Du, siehe, wie vollständig Alles bereitet ist, auch in der Ungunst des Jahres. Du wirst nicht die Anmuth und Bequemlichkeit jenes Pavillons vermissen, in dem wir dem Hymenäus opferten. Wie weich und farbenhell dehnen sich diese Polster, auf denen das blasse Zwielicht des Mondes spielt. — So, hierher! — Und nun einen Kuß um den andern voll Welt und Ewigkeit. Der Dichter hatte recht, welcher mit voller Seele die Situation der Liebe empfand, wenn Boreas wüthet und Schlossen gegen die Fenster treibt. Wir haben uns wieder! Laß mich den Knaben mehr seitwärts legen, er darf nicht als Dritter die Harmonie unser Zweiheit stören. — Aber wie kühl Du bist! Ist das ein Schatten jener Kraft und Kühnheit, mit der Du an meinen Busen stürmtest? Wo ist jene Wildheit, jene bewußtlose Schnelligkeit, mit der Du mir ein Stück des Gewandes nach dem andern raubtest, Dich bei dieser Gelegenheit in meinen Kleidern verwickeltest, um Dich an meinem entblößten, wallenden Busen voll besonnener, thätiger Lebenskraft wiederzufinden? Wo ist jener Sinn, mit dem Du das Maaß der Bildung ergründetest und voll Schwärmerei mit Deinem

Geiste von dem warmen Fleisch auf den kalten Marmor hinübereiltest.

Julius. Die Zeit giebt und nimmt!

Lucinde. Wie sonderbar Du redest. Du hast mich noch nicht einmal umschlossen wie in jenen Tagen. Lieber, hast Du seit unserer letzten Zusammenkunft das Gesetz unserer Ehe verlernt?

Julius. Natur und Liebe sind nur einig im Nehmen, nicht im Geben.

Lucinde. Die Natur hat überall Liebe.

Julius. Und doch kann die Liebe von der Natur verlassen werden.

Lucinde. Sprich es nicht aus, dann hat sie aufgehört zu sein.

Julius. Nenne es nicht so; sie hat nur die Farbe des Kleides gewechselt. Die Natur ist eifersüchtig auf die Liebe. Sie giebt Sehnsucht ohne Maaß, aber nicht ohne Zeit. Die Zeit mit ihrer Endlichkeit gebietet auch über die Sehnsucht. Wenn die Natur sich in dem, was sie alleiniges Geheimniß und Eigenthum wähnte, betrogen und verkleinert sieht, so versagt sie aus Neid den Rapport ihrer Göttlichkeit. Sie giebt den Menschen der Alltäglichkeit des Genusses wieder, um ihn, der sich Gott wähnte,

als Thier ganz fühlen zu lassen. Die Liebe theilt in allen Dingen das Loos der Blume. Sie keimt, wächs't, blüht, setzt Frucht- und Saamenknoten. Die Blume verjüngt sich in dem Saamen und stirbt, sobald sie diese Procedur vollendet sieht.

Lucinde. Unglückseliges Loos! Und das Geschöpf giebt sich gleichgültig auf.

Julius. Nicht gleichgültig. Die vollendete Sehnsucht ist der feinste Selbstmord. Das männliche Geschöpf sieht, daß seine Liebe nicht ewiger und unendlicher Natur, weil es der Mehrheit der Wesen fähig und sich in Theile auflöst. Die höchste Liebe hat sich in die höchste und tiefste Wehmuth verwandelt. Die Wehmuth ist Schmerz, und er haßt die Natur durch sich, weil sie ihn sich in seiner Abhängigkeit hat erblicken lassen; die Natur nimmt so eigenwillig wie sie gab und hat noch gar Freude daran, wenn er vor Schmerz vergehen möchte! Der Mann haßt nicht die Liebe, sondern die Natur. Er modificirt seine Liebe, sobald er seine Schranken kennt. Die Neigung ist nicht lebloser und geringer geworden, sie ist nur gemildert durch den Schmerz. Und deshalb sagte ich, sie hat ein anderes Kleid angelegt.

Lucinde. So wäre die Ehe der Liebe Grab!

Julius. Nicht die Ehe, sondern das Resultat und Zeichen der Ehe. Und jener Knabe, der so schuldlos dazuliegen scheint, ist durch sein bloßes Dasein schon ein Vatermörder, weil das höchste Sein seines Vaters in der Liebe lebte. Jede Fürsorge und je gewählter und neuer sie ist, ist die Weihe der Resignation. Die Ehe ist ohne wahre Liebe, aber die wahre Liebe nicht ohne Ehe. Jede Liebe geht auf Erfüllung der That, jede Ehe ist ein Grabmal der Liebe. Die Harmonie zweier Wesen kann nicht mehr bestehen in Geist und Wahrheit, weil die Dreiheit, der Keim zu neuer Liebe, jene aufhebt. Die Liebe der Ehe ist Alles, nur nicht das was sie war, als sie noch den Blüthenduft der Sehnsucht trug. Die Sehnsucht ist aufgehoben durch die Erscheinung der That, die eine rein geistige war, so lange sie im weiten, ewigen Meere der Liebe schwamm.

Lucinde. Und jede erneute Zeugnng?

Julius. Ist nichts wie ein Geschäft, welches das Geschlecht uns auferlegt zu seiner Erhaltung, und die Natur gebietet als Tribut des ursprünglichen Genusses. Die Verwegen-

heit, welche darin lag, Menschen zu schaffen, mußte gestraft werden. Der Mann mußte wie Prometheus nunmehr zwischen Himmel und Erde, doch näher dieser als jenem, schweben, und der Geier des Schmerzes über begrabene Liebe an seiner Leber der Mannheit nagen.

Lucinde. Warum aber bin ich denn nun der mit unerloschner Sehnsucht übrige Theil, dem sich sogar mit jeder neuen Umarmung die Lust des Daseins und der Genuß des Genusses den wir zusammen so unendliche Male, ohne in immer neuen Schöpfungen der Phantasie und Liebe uns zu erschöpfen, mit heiliger Inbrunst gekostet haben, immer wie ein Geschlecht in das andere überströmend, und so nur uns selbst in dem Andern erst recht durchempfindend. O, liebster Julius, warum muß nur Dir das schmerzlich wehmüthige Lächeln, mir aber die ewige Jugend des Reizes und die potenzirte Erhöhung der Freude sein. O, sprich es aus, das Wort, um Deine stolze Männlichkeit nicht vor der Wonne des Weibes zurückweichen zu sehen! Du weißt es, wir haben uns jede Erklärung, jeden Wunsch, jedes Verlangen erlaubt, das in der Brust und Gemüthlichkeit Eines von uns aufstieg. Du weißt es, wie wir den Ge-

nuß des Geistes mit dem der Sinne vermählten, so daß wir uns am Ende unter herzlicher Freude und den Immortellen der Vergnügungen mit jener Heiterkeit, welche die Grazien beseelt, nicht mehr zu entscheiden getrauten, ob wir jetzt mehr geistig und jetzt mehr sinnlich genossen. Es war Alles geheiligt, jedes Glied unseres Leibes. Wir waren in der höchsten Thatkraft des Lebens, in der Betrachtung unserer Formen so voll Andacht und Gefühl, als Andere entzückt und verzückt, einen glänzenden See, den lächelnden Lenz mit seinen Kindern oder eine schöne Gegend mit Berg, Fels, Thal, See und Strom betrachten. O, und diese reine vollkommene Zeit, sie sollte für Dich, durch die Erreichung des geheimsten Triebes Deiner Liebe, Menschen zu schaffen, in Schmerz und Mord verwandelt sein! Wo Alles heller, sonnigter Tag war, sollte jetzt Tag und Nacht auf einmal und völlig zugleich sein. Du nicht mehr genießen wie ich — und ich nicht mehr in Dir die feurige Verklärung meines Genußes! Du, Mann — und ich nur ein Weib! —

Julius. Eben weil Du die ruhende Substanz bist, über welcher meine Mannheit mit dem Sonnenstrahl der Schöpfung ruhte,

und frevelhaft genug war, zuerst und am lebhaftesten den Wunsch auszusprechen, ein Wesen zu schaffen, das uns gleich sei! Bei Dir war die Freude, das Entzücken des Genusses alleiniger Zweck, bei mir mußte der Zweck, freilich durch die Bestimmung der Schöpfung noch einen Nebenzweck haben. So wurde der höchste Moment der Liebe auch das Grab der Liebe.

Lucinde. So beschwöre in Dir die Illusion und versöhne die Götter, welche Du durch Deine gottlosen Reden des Zweifels beleidigt hast.

Julius. Ja, Du bist das volle Weib!

Lucinde. Das Weib, welches Dich mit glühender Energie und unausfüllbarer Tiefe umschlingt, als sollte es jetzt auch den letzten Hauch Deiner Seele haben. — Schaue und denke den Genuß!

Julius an Lucinde.

Ich habe einen Ausflug in das Gebirge gemacht. Die Heiterkeit der Tage, die Frische der Luft hat meinem ganzen Körper außerordentlich wohl gethan. Ich empfinde nämlich seit der letzten Zeit, daß eine unangenehme Trägheit und Erschlaffung alle meine Glieder beschleicht. Ich werde mich hüten, darüber zu philosophiren und Untersuchungen anzustellen, weil der bloße Gedanke daran mich schon völlig lähmen würde, wie der schlagartige Gemüthsfall einst Deinen Joseph.

Wir kennen uns, wir wissen, welche Begriffe wir von der leblosen Natur und der Kunst haben. Deshalb erwartest Du auch keine Beschreibung von Gegenden, welche ich etwa ge=

sehen habe. Solches Unterfangen, meine Freundin, gelingt auch dem besten Dichter niemals vollkommen, es bleibt immer nur Bruchstück, Fragment eines durchlöcherten Gemäldes, auf welchem die schönsten Tinten des Ueberganges fehlen. Und gemalt? Habe ich ebenfalls nichts. Ich bin dazu nicht aufgelegt, oder im Grunde fehlt mir das rechte Motiv. Ich möchte mir oft dergleichen aufsuchen, aber ich bin ungewiß, daß ich es auffinde. Es schwebt mir zwar etwas Dunkles im Hintergrunde, doch weiß ich noch nicht, ob ich darnach greifen soll. Ich möchte — vielleicht gelingt mir dann Mehres. Oder weißt Du mir ein solches Motiv aufzugeben? Du hast gar einen feinen Verstand, liebste Lucinde, und in der Erfindung bist Du ja unerschöpflich.

Warst Du jemals in einer katholischen Kirche. Das Helldunkel der Andacht, die imposante Pracht des Gottesdienstes, die Vermitt-

lung des Geistes mit den Sinnen haben auf mich einen wunderbaren Eindruck gemacht. Ich möchte grade jetzt mit Dir reden, vielleicht kämen wir dadurch plötzlich um Jahrhunderte weiter, statt daß ich allein große Noth habe unter den Reflectionen nicht zu erliegen.

Wie lange ich schon gesucht habe, weiß ich nicht, allein ich glaube, daß ich gleich jenem alten Philosophen mein „Gefunden" ausrufen kann. Es würde eine gar weitläuftige Geschichte geben, wollte ich Dir meinen ganzen Ideengang aufzeichnen; nur das will ich Dir sagen, das Thema heißt: Religion, Kunst, Sinnlichkeit! Du kannst die drei Worte rück- oder vorwärts lesen, es bleibt immer dasselbe Produkt. Es ist kein Paradoxon, wie Du nach meiner sonstigen Rednerei so leicht vermuthen könntest, sondern nur eine treue und einzige Wahrheit. Weiter sage ich Dir heute nichts

mehr; denke selbst nach, und sage mir dann, welche Wirkung die Betrachtung auf Dein Gemüth hervorgebracht hat.

Ein junges, zartes Mädchen umschlingt den Leib des Herrn und küßt seine Füße, seine Wundenmale mit Inbrunst an dem Marmor-Bilde. Was hältst Du davon? Glaubst Du nicht, daß ein lichter Strahl der Wollust und erwachenden Leidenschaft sich durch Nacht und Dunkel, durch den Nebel des verzagenden Gemüthes hindurchdrängt und Nahrung erhält? Siehe, ich möchte sagen, das gefällt mir an der katholischen Kirche, daß sie unserer Sinnlichkeit so zu Hülfe kömmt, und sie nicht dumpf unter der Asche in sich verglimmen läßt. Daher kommen doch wohl die vielen aschgrauen Gestalten, denen jeder Sinn eine orthodoxe Hölle ist, und

die darüber in ihrer Himmelssucht zu Grunde gehen weil es bei uns so anders ist.

Du vermuthest wohl, daß meine temporelle Stimmung, meine augenblickliche Gemüthslage, die Unlust, dem Körper große Anstrengungen zuzumuthen, mich wieder zu der Beschaulichkeit des Katholicismus hingeführt hat. Und wie mich Geist und Sinnlichkeit im Bunde immer mächtig ergreifen, so auch hier. Die Erfahrung wird für mich, für uns Beide von Erfolg sein.

Bei aller Gebundenheit meiner Gliedmaßen fühle ich Muth und Seele genug, selbst meiner Kunst die rechten Mittel zu zeigen. Meine innere Thätigkeit ist in der jüngsten Zeit unendlich erhöht worden

---

Wie kannst Du mich schwach und weibisch schelten, da ich doch nur unter Verhältnissen weniger rasch und lebendig bin. Mein Geist

war nie so aufgeregt wie jetzt und zu Thorheiten geneigter. Ich könnte mit diesem Cultus ein völlig neuer Mensch werden und wäre damit nicht Alles gewonnen? Also keine so empfindliche Vorwürfe mehr.

Lucinde an Leonore.

Der Mann, den ich als den Arzt meines Wesens betrachte, der meinen Geist erhellte, indem er mich den vernünftigen Reiz des Genusses und die Gesundheit der Sinnlichkeit kennen lehrte — er ist wieder da. Du glaubst nicht, gute Leonore, mit welchem dankbaren Gefühle des Wiedersehens ich ihm entgegenflog. Er hatte mein Hiersein erfahren. Gut, daß Julius grade entfernt war. Hermann hat

längere Zeit in Griechenland und unter dem üppigen orientalischen Himmel gelebt. Sein früherer etwas schroffer Körper hat eine besondere Weichheit und Dehnbarkeit angenommen. Mich dünkt, ich sehe noch alle prunkenden Farben des Morgenlandes in dem klaren Spiegel seiner Augen schimmern.

Darf ich dem Julius seine Anwesenheit melden? Wie dieser jetzt denkt und sinnt, würde es heftige Kämpfe setzen. Allein sie haben im Ganzen so viele Bestimmungen der Ansichten gemeinsam, daß ich glaube, es könnte diese Bekanntschaft mannigfaltigen Nutzen gewähren, besonders wenn Hermann die ganze Gewalt seiner Beredtsamkeit aufbietet. — Ich meines Theils würde Beide in Eintracht zu erhalten wissen, und von Eifersucht könnte auch dem Systeme nach unter ihnen keine Rede sein, sobald Julius nur von seinen Grillen und kleinen Verirrungen zurückkömmt. Sage, wie würde ich Dir im Verhältniß zu beiden Männern gefallen? Dankbarkeit macht mich Beiden verbindlich.

So eben schreibt mir Julius, daß er zum Katholicismus übergetreten sei und dasselbe auch von mir erwarte. Hermann ist außer sich. Er hält diese Metamorphose für das Produkt von Julius zerfallener und zerflossener Männlichkeit. Dieser große, starke protestantische Geist thut mir wohl. Wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten, um meine Weiblichkeit in ihrem Recht zu erhalten, so muß ich ihm doch im Innern recht geben und dieses Gefühl der Schuld könnte mich trostlos machen, wenn ich nicht zur rechten Zeit diesen neu = alten Freund wiedergefunden hätte. Hermann ist weniger heftig als er scheint. Sein Geist stürmt und ist in voller Wallung, während sein Körper an allen Gliedern die besonnensten Bewewegungen macht.

Auch in der Umarmung ist er besonnen und nur lebendig durch das Bewußtsein des Augenblicks. Er hat viel Gefühl für die Situation in der Ruhe, und seine Besonnenheit tritt meiner Unersättlichkeit und Heftigkeit wahrhaft

geistvoll entgegen, so daß ich über die Waage unseres Glückes oft lächeln und dann, wenn er mich zu Zeiten an ein Sprichwort erinnert, schaudern muß.

Laß Dir das Schreckliche sagen: Julius kam endlich nach langem Zögern an, der Convertit und Noviz, und der Freudentag wurde sein Todestag. Denke das Seltsame, er ist erstickt, fast möchte ich sagen, wie Anakreon an einer Weinbeere, oder wird unser Zusammensein einst zur Mythe und Sage, so wird man es sich vielleicht erzählen. Ist das nun Verhängniß oder Vorsehung?

Ich bin nicht aufgelegt, um Dir von dem Hergang der Sache ein prosaisches Gemälde zu entwerfen. Genug, es kam so, und grade beim Mahle, dem Julius sich in seiner ganzen Lüsternheit überließ. Was mich tröstet: Hermann ist als wirklicher Freund erschienen und

hat von seinem Freunde in Bezug auf mich alle natürlichen und früheren Rechte eingeräumt erhalten.

Heute ist Julius von den Katholiken beigesetzt worden. Ich habe nicht gestattet, daß man seinen etwas fetten Körper secirte. Hermann hat mit mir auf seinem Grabe eine trauernde Weide gepflanzt. Ein Denkmal soll aus Italien kommen. Im Herbst gehen wir nach Rom.

E n d e.

STA. BIBL. MÜN.

Gedruckt bei Johann Bernhard Appel.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Friedrich <<von>>,

Fr. Schlegels Lucinde

Hamburg [u.a.] 1842

P.o.germ. 1299 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10119486-7